This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

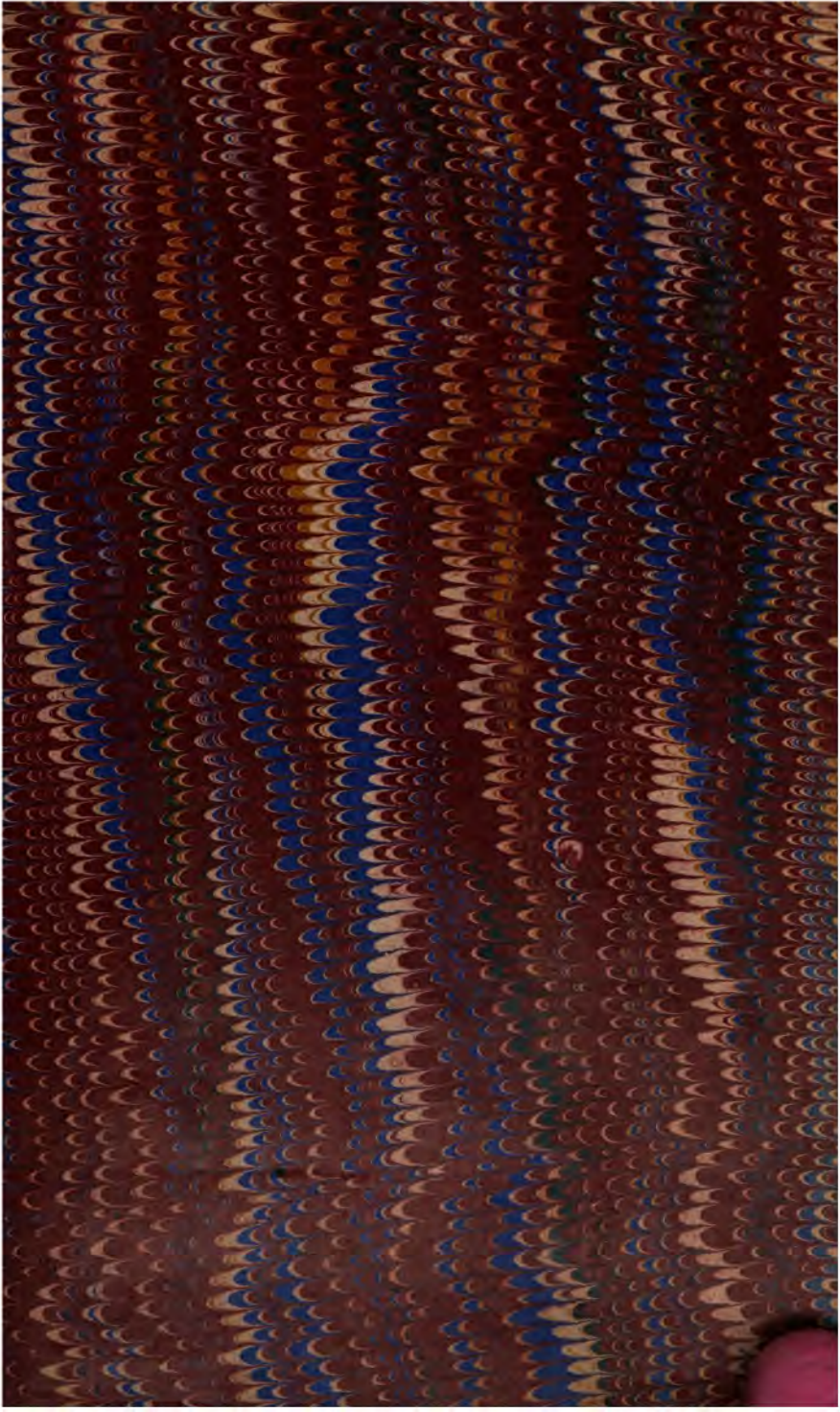
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

J. 162. e 16



Höhen und Tiefen.

Sozialer Roman

von

Gregor Samarow.

Erster Theil.

Verschollen.

Stuttgart und Leipzig.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.
1879.

Verſchollen.

Sozialer Roman

von

Gregor Samarow.

Erſter Band.

Stuttgart und Leipzig.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.
1879.

Jedes Recht, vorzüglich das der Ueberſetzung dieſes Werkes in fremde Sprachen, wird vorbehalten, Nachdruck ſtrengſtens verfolgt.

Erstes Kapitel.

Es war im Jahre 1811.

Schwer lag die Hand des französischen Kaisers auf Deutschland und besonders auf dem von seiner stolzen Höhe so schnell in jähem Fall herabgestürzten Preußen, das neben allem Verlust an Gebiet und Macht, neben den unerschwinglichen Kontributionen und Kriegskosten, noch das letzte, schwerste Unglück getroffen hatte — der Tod der Königin Louise, welche der gute Genius des Landes, der tröstende Engel des Königs gewesen war und an welche die stillen Hoffnungen auf eine bessere Zeit sich angeklammert hatten.

Alles war Nacht — hoffnungslose dunkle Nacht — auch die Muthigsten und Zuversichtlichsten begannen zu verzagen; — wo noch der Glauben an eine endliche Befreiung des Vaterlandes in den Herzen lebte, da verschloß er sich schweigend in die tiefste Brust, und keine Lippe wagte, den stillen

Gefühlen anders als in leisem Gebete Worte zu geben. — —

In der Nähe der Küste von Pommern lag die Herrschaft Brandow, ein weitausgedehnter, reicher Majoratsbesitz der Grafen von Wallenberg. Etwa eine halbe Meile vom Ostseestrand erhob sich auf sanft emporsteigender waldiger Anhöhe das gräfliche Schloß — ein mächtiger Bau, in seinen einzelnen Theilen je nach dem Bedürfniß der aufeinanderfolgenden Generationen ohne Plan und Ordnung aneinandergefügt, ohne Schönheit des Baustyls, aber imponirend durch seine vornehm großartige Ausdehnung, durch seine mächtigen, theilweise von dichtem Epheu bedeckten Mauern und seine gepflasterten, hallenden Höfe, in denen eine zahlreiche Dienerschaft geschäftig hin und her sich bewegte. Das Schloß war umgeben von einem großen Park voll alter Buchen, Ulmen und Eichen, welcher sich an den weithin in's Land sich erstreckenden Forst anschloß. Nach der Seite des Binnenlandes hin war der Park waldähnlich gehalten, mit schmalen, durchgehauenen Wegen und einzelnen Lichtungen; ein breiter Fahrweg führte von der nahen Landstraße unter den schattigen Bäumen her nach dem großen Haupteingang des Schlosses, einem hoch-

gewölbten Thor, das zwischen zwei unregelmäßigen Seitengebäuden sich in den ersten der inneren Höfe öffnete, aus welchem man dann wieder durch ein zweites Portal in den großen eigentlichen Ehrenhof einfuhr, den die herrschaftlichen Wohnräume umgaben. Der eine Flügel neben dem äußern Eingangsthor erstreckte sich weit in die dunkle Waldung hinaus und endete in einen großen runden Thurm mit einem Zinnendach und ziemlich schmalen Fenstern, welche durch mächtige, tief in die Mauer eingelassene Eisenstangen vergittert waren. Dieser Thurm war fast der älteste Bau des Schlosses und es war unbestimmt, ob er einst als Befestigungswerk, als Gefängniß oder als Wartthurm gedient hatte. Der vorletzte Besitzer hatte ihn mit dem weit und unregelmäßig herausgebauten Flügel, der eine lange Reihe von Besuchszimmern enthielt, in Verbindung bringen und auch in der Höhe des ersten Stockwerks im Innern zu einem Wohnraum für Gäste herrichten lassen. Es befanden sich darin ein größerer Mittelsalon und daneben zwei kleinere halbrunde Räume, von denen der eine zum Schlafzimmer, der andere zu einem Schreib- und Lesekabinet eingerichtet war. Alles war zierlich getäfelt, elegant tapeziert und im Geschmack Louis XV.

möblirt, in die Fenster waren große Spiegelscheiben eingesetzt und schwere seidene Vorhänge hingen von denselben herab, — das ganze Gemach, welches durch den langen Korridor des Seitenflügels mit dem Schlosse zusammenhing, wurde bei zahlreichen Besuchen zur Aufnahme distinguirter Gäste benützt und bot denselben eine trauliche und bequeme, von den hohen Waldbäumen umrauschte Wohnung, in welcher es an keinem Comfort jener Zeit fehlte. Nur machten die dichten, schweren Eisengitter, welche die Fenster von außen umgaben, einen eigenthümlichen Eindruck, — man hatte sie dort gelassen, weil die mächtigen, tief in das Mauerwerk eingefügten Eisenstäbe sich nur mit großer Mühe hätten entfernen lassen.

Das untere Stockwerk dieses alten Thurmes war nicht ausgebaut, es war ein dunkler großer Raum, der mit dem Seitenflügel in keiner Verbindung stand und sich durch eine schwere Thür von altem Eichenholz nach außen öffnete. Seine Decke von starken Balken und Dielen bildete ohne Mauerwölbung den Fußboden des oberen Stockwerks.

Einen ganz verschiedenen Anblick bot die andere Seite des Schlosses dar, welche sich nach der Küste hin öffnete. Das Hauptgebäude mit dem abge-

platteten Dach bildete eine breite Front mit großen Fenstern, in der Mitte erhob sich, von schlanken Säulen getragen, ein großer weiter Altan, auf welchen man aus dem mit den Ahnenbildern der gräflichen Familie geschmückten Hauptsaal durch sechs bis zum Parket hinab sich öffnende Bogenfenster hinaustrat. Im Erdgeschoß unter diesem Saal und den daran stoßenden Festräumen lagen die Wohngemächer des Grafen und der verstorbenen Gräfin, aus denen man auf eine unmittelbar in den Garten führende, von dem Altan des obern Stockwerkes überdachte Veranda hinaustrat. Der Garten selbst war in dem bizarren Geschmack des vorigen Jahrhunderts gehalten. Reiche Blumenparterres erhoben sich auf dem weiten, mit feinem gelbem Kies bestreuten Platz, mythologische Marmorstatuen von steifen Formen und ziemlich geschmackloser Arbeit blickten aus den glattgeschorenen Hecken und Alleen hervor, und hinter diesen weitläufigen Anlagen dehnte sich der zu den Dünen niedersteigende Abhang mit kleinem Buschwerk und einzelnen hohen Baumgruppen aus, — in der Ferne aber erblickte man den weißen Saum der Küste und das Meer, das sich, wenn die Luft nicht ganz klar war, mit dem Himmel in grauen oder violetten Tinten ver-

miſchte, als ein maleriſcher Hintergrund für das eigenthümliche Landſchaftsbild das von den geſchnörkelten Parkanlagen vor dem Schloſſe umrahmt wurde.

Der Graf von Wallenberg war einer jener alten preußiſchen Edelleute, welche den Geiſt der Monarchie Friedrich's des Großen nur in einer Miſchung von ſkeptiſchem Voltairianismus und despotiſcher Autokratie fanden und den Geiſt der Zeit, der das Volk in ſeinen Tiefen umzugeſtalten begann, nicht zu begreifen vermochten. Er hatte ſeit der Kataſtrophe von 1806 Berlin nur ſelten und flüchtig beſucht und lebte zurückgezogen auf ſeiner reichen Beſitzung, wo er ein großartiges Haus hielt, viel Beſuch empfing und unverholen ſeine Mißſtimmung über die Regierung und ihre Maßregeln ausſprach.

Es war am Spätabend eines ſchönen und klaren Septembertages, als zwei Reiter vom Meeresſtrande zu den Dünen heraufritten und dann dem Wege folgten, welcher, eine Zeitlang neben den mit Strandhafer bewachſenen Sandhügeln hinlaufend, dann über den Waldabhang hin nach dem Park des Schloſſes hinaufführte.

Es war eine wunderbar ſchöne Nacht, — der Mond war dunkelroth über dem Meere aufgeſtiegen und warf einen hellen zitternden Lichtſtreif über die

leichtbewegte Wasserfläche, — die Sterne funkelten in reinem, scharfem Licht neben der Mondscheibe und der weiße Küstensand leuchtete weithin wie ein winterliches Schneefeld, während nach der Landseite die dunklen Umrisse der Bäume sich scharf gegen den hellen Himmel abhoben. Ein kühler, frischer Wind wehte vom Meere herauf und die edlen Pferde der beiden Reiter, denen in ziemlicher Entfernung ein Reitknecht folgte, stießen weißen Dampf aus den Nüstern, während sie kräftig in dem tiefen Sande ausgriffen.

Die beiden Reiter trugen einfache Jagdröcke mit einer Reihe von Knöpfen, die Ecken der Schöße zusammengeheftet, hohe, bis zum Knie heraufreichende Reitstiefel von blankgeputztem Leder, mit silbernen Anschnallsporen und hohe starke Schirmmützen von Leder. Beide trugen zierliche, schön gearbeitete Jagdflinten an gesteppten Gehängen von dänischem Leder über der Schulter, und einige an ihren Sätteln hängende Strandläufer, Möven und Krähen zeigten, daß sie mit Geschick diesen schnellen und scheuen Vögeln gegenüber von ihren Waffen Gebrauch gemacht hatten. Einige große Hunde von edler Rasse liefen neben den Pferden her.

Der Graf von Wallenberg und sein jüngerer

Sohn Robert, welche von einem Jagdritt am Strande nach dem Schlosse zurückkehrten, waren sich, abgesehen von dem Unterschied der Jahre, zum Verwechseln ähnlich.

Der Graf, eine hohe, kräftige und sehnige Gestalt, von vornehmer, aber etwas steifer Haltung, mochte fast sechzig Jahre alt sein, erschien aber noch weit jünger durch die Elastizität und Kraft seiner Bewegungen. Sein Gesicht war nach der Sitte jener Zeit völlig bartlos und glich in seinen scharfen Linien, mit dem mächtig hervorspringenden Kinn, der großen, stark gekrümmten Nase und der harten, wie aus Erz gemeißelten Stirne einzelnen der alten römischen Cäsarenköpfe. In den Linien dieses Gesichtes fehlte jeder Zug weichen, sympathisch berührenden Gefühls, — Alles war hart, streng und starr, die dunklen Augen blickten mit noch jugendlichem Feuer unter dichten schwarzen Augenbrauen hervor; in diesen Blicken lag kalter Stolz, — glühende Leidenschaft, — unbeugsamer Wille, — forschende, durchdringende Schärfe, — aber man fühlte, daß sie niemals erleuchtet und erwärmt werden könnten von Mitleid und liebevollem Erbarmen, — daß sie niemals gläubig und vertrauend zum Himmel sich emporgerichtet, niemals demüthig

sich gesenkt hatten vor der ewigen Macht, welche die Schicksale der Welt und der Menschen lenkt. Zu diesen Augen bildete der feine, aber streng und fest zusammengezogene Mund mit dem spöttischen Lächeln, das fast immer um diese leicht aufgeworfenen Lippen spielte, die vollkommen zusammenstimmende Ergänzung. Die ganze Erscheinung des Grafen war gebietend und imponirend, aber wenn auch nicht abstoßend in ihrer ruhigen und festen Höflichkeit, so doch erkältend und jeden freien, hingebenden Aufschwung niederdrückend.

Sein jüngerer, einundzwanzigjähriger Sohn, Graf Robert, war vollständig das Abbild seines Vaters, nur glühten seine Augen noch feuriger in jugendlicher Kraft, — seine noch weichen Züge zeigten noch mehr kecken, herausfordernden Uebermuth, als den kalten, abwehrenden Stolz des alten Grafen, — aber um seinen Mund spielte dasselbe spöttische und höhnische Lächeln. Er stand als Lieutenant bei den Gardes du Corps in Berlin, nach altem Brauch der Familie, deren jüngere Söhne stets dem königlichen Militärdienst sich gewidmet hatten, und war auf Urlaub nach Brandow gekommen, um einige Wochen der eröffneten Jagdzeit dort zu verbringen.

„Du hast vortrefflich geschossen," sagte der alte Graf mit seiner klaren, reinen Stimme, deren Ton niemals, auch in heftiger Erregung nicht, das Maß der ruhigen Salonunterhaltung überschritt; er blickte wohlgefällig auf die am Sattelknopfe seines Sohnes hängenden Vögel und fuhr fort: „Der Schuß, mit dem Du die Möve im Fluge trafst, war ein Meisterstück, — ich freue mich, daß Du in Berlin das edle Jagdwerk nicht verlernst und Dich in der Uebung erhältst."

Graf Robert richtete sich noch stolzer und gerader im Sattel auf, geschmeichelt durch die Anerkennung seines mit dem Lobe stets äußerst sparsamen Vaters, in welchem er seit seiner frühesten Jugend das Vorbild eines vornehmen Kavaliers und großen Herrn zu verehren gewohnt war.

„Wir üben in Berlin," sagte er, „obgleich wir selten Gelegenheit zur wirklichen Jagd haben, das Schießen mit Flinten und Pistolen sehr eifrig — und ich darf ohne Eitelkeit sagen, daß ich zu den besten Schützen im Regiment gehöre."

„Freut mich — freut mich," sagte der alte Graf, „daß ihr die alten ritterlichen Uebungen nicht vernachlässigt, — ich fürchtete schon," fügte er hinzu, indem ein Zug hämischer Bitterkeit um

seinen Mund spielte, „daß dort auch die alte gute Sitte schon aufgehört habe und daß ihr dort auch diese neue Art von Leibesübungen eingeführt hättet — die sie Turnen nennen — lauter Körperverrenkungen — gut für künftige Seiltänzer und Akrobaten. — Dein Bruder Karl würde keine Möve im Fluge treffen," sagte er nach einem augenblicklichen Schweigen, während er finster über den Kopf seines Pferdes hin zur Erde blickte.

„Ich begreife Karl nicht," erwiederte Graf Robert, „daß er so gar keine Freude an allen edlen Beschäftigungen findet, — er jagt nicht, — er tanzt nicht —"

„Dafür aber turnt er," fiel sein Vater mit dem Ausdruck tiefer Verachtung ein, „er hat auf einem Platz im Walde, am Ausgange des Parkes, eine Menge von diesen närrischen Gerüsten aufbauen lassen, — sogenannte Recke, welche eine gewisse verwandtschaftliche Aehnlichkeit mit dem Galgen haben, — hohe Gerüste mit herabhängenden Stricken und Voltigirböcke; dort läßt er alle erwachsenen Bauernjungen zusammenkommen — er wie sie Alle in leinenen Kitteln, — sie klettern an den Stricken hinauf, schwingen sich in den tollsten Stellungen um die Stangen der Recke und springen über die Voltigirböcke, — ich habe es einmal angesehen, —

aber ich bin gleich fortgegangen — es sah aus wie eine verlaufene Gauklergesellschaft — und zu denken," rief er, die Zähne zusammenpressend, in heftigerer Erregung, als er sonst sichtbar werden ließ, „zu denken, daß mein Sohn, — ein Graf Wallenberg, — der Majoratserbe von Brandow, einer der ersten Edelleute des Landes — da mit den Bauernjungen im leinenen Kittel herumspringt, — ja sogar mit ihnen ringt — es ist unerhört — cela me révolte."

„Aber, um Gottes willen, — mein Vater," rief Robert, „wie ist es möglich, — und das dulden Sie, — Sie erlauben solche Dinge?"

„Ich habe von jeher den Grundsatz gehabt," erwiederte der Graf Wallenberg achselzuckend, „meinen Kindern bis zu einer gewissen Grenze freien Spielraum zu lassen, — bei Deinem Bruder sowohl wie bei Dir bin ich diesem Grundsatz gemäß verfahren; — die verbotene Frucht reizt und jede Verirrung, der man scheinbar unbeachtet sich selbst überläßt, heilt sich von selbst, wenn man ihr keine Bedeutung beilegt, — in einer guten Natur, — und," fügte er stolz hinzu, „ich kann nicht annehmen, daß die Natur meines Sohnes nicht in ihrem innersten Grunde gut sein sollte."

Robert erwiederte nichts — schweigend ritten sie einige Zeit weiter — die Pferde waren allmälig während der Unterhaltung ihrer Reiter in Schritt gefallen und zogen langsam vorwärts, während die Hunde etwas vorausliefen und oft mit gespitzten Ohren vor den phantastischen Schatten stehen blieben, welche die hie und da aus den Dünen emporwachsenden krüppelhaften Fichtenbäume über den weißen Sand des Weges warfen.

„Freilich," sagte der Graf, nachdem er mehrere Minuten in Gedanken versunken den Kopf auf die Brust gesenkt hatte, „freilich mag diese Verirrung ernster sein, als andere Thorheiten der Jugend, — sie hängt mit dem unglückseligen Geiste der Zeit zusammen, der immer mehr aus den Tiefen heraufsteigend die Welt durchdringt bis zu den höchsten Kreisen hin; — da bringt man von oben herab in unsere Gesetzgebung und in unser Regiment die Ideen der Gleichheit, — der Freiheit hinein, welche doch in Frankreich zu so furchtbarem, entsetzlichem Unheil geführt haben! — Nun, ich will nichts sagen," fuhr er in gewaltsam ruhig gehaltenem Ton fort, „ist doch unser allergnädigster Herr selbst in diese Richtung hineingezogen, — sie haben seinen Kummer um den Tod der Königin benützt, — schlimm-

genug, daß er nicht Festigkeit genug hatte, um zu widerstehen. — Der schlimmste Neuerer," sagte er halb zu sich selber sprechend nach einer kleinen Pause, „ist freilich glücklich fort, dieser Herr von Stein, der uns zu all' dem äußern Unglück noch die Revolution in kürzester Zeit gebracht hätte. Recht von Herzen hat es mich gefreut, daß der König diesen gefährlichen, eitlen und eigensinnigen Menschen fortgeschickt hat — traurig genug ist es freilich, daß erst der französische Kaiser dazwischenfahren muß, um solche Einflüsse vom preußischen Hofe zu entfernen."

„Ja," rief Graf Robert, „so haben wir es Alle empfunden, — obgleich in unseren Kreisen eigentlich Alles froh war, — der König," sagte er leise, sich zu seinem Vater herüberneigend, „soll auch nicht ganz unzufrieden sein, daß er ihn losgeworden ist, so hörte ich wenigstens in den Hofkreisen."

„Traurig — traurig genug," sagte der alte Graf, „das sind aber Alles die Folgen von dieser thörichten Politik, die man seit lange befolgt, — der preußische Staat war eine Schöpfung des großen, einzigdastehenden Königs — wir haben keine geographische — keine nationale Vertheidigungskraft, nur das Genie einer festen, straffen

Regierung kann Preußen zusammenhalten und erhalten, und wenn wir dieß Genie nicht bei uns haben, — mit allem schuldigen Respekt," sagte er, die Hand zur Mütze erhebend, „es kann nicht Jeder ein Friedrich der Große sein, — nun — dann müssen wir uns mit dem Genie, wo es auftritt in Europa, verbünden — an der Seite des großen Heros unseres Jahrhunderts war der Platz Preußens, — er suchte unsere Freundschaft, mit ihm verbündet hätten wir uns mächtig vergrößert und das von dem großen Friedrich begonnene Werk vollendet, — an die Stelle von Habsburg in Deutschland zu treten. — Nun haben wir die Folgen jener unglückseligen Politik — statt mit Frankreich die Welt zu beherrschen — sind wir in Wahrheit geworden, wozu man das Reich des großen Friedrich machen wollte: le marquisat de Brandebourg."

Er zuckte zornig zusammen, so daß sein Pferd erschrocken einen kleinen Seitensprung machte.

Seufzend neigte sein Sohn den Kopf, — sein Gefühl als Offizier der preußischen Armee sträubte sich gegen die Worte seines Vaters und doch drückten dieselben nur die Anschauungen vieler dem Hofe nahestehender Kreise aus.

„Das Unglück ist geschehen," sagte er dann,

„und man glaubt sich von dem furchtbaren Schlage nur erheben zu können, wenn das Volk in allen seinen Klassen zur freien Thätigkeit herangezogen wird, — wenn Alle in den Waffen geübt werden, — das Landwehrsystem —"

„Ich bitte Dich, verschone mich mit diesen Redensarten," rief der Graf, indem er sein Pferd parirte und im vollen Mondlicht seinem Sohn scharf in das Gesicht blickte, „ich kenne sie, — ich habe sie zur Genüge gehört, als ich das letzte Mal in Berlin war; — mir ist das Alles tief widerwärtig in seinem Unverstand! Fortfahren will man in diesem thörichten und vermessenen Widerstande gegen den Unbesieglichen, der mit Friedrich's Geist und Willen die furchtbare Macht Frankreichs beherrscht und lenkt, — mit Bauern, die man in leinenen Kitteln klettern und springen läßt, will man die sieggewohnten Heere des Feldherrn mit dem Adlerblick schlagen. — Es gibt nur einen Weg des Heils, — das ist ein fester Anschluß an Frankreich, das Geschehene vergessen zu machen, zu erhalten, was uns geblieben, und zu erwarten, ob des Siegers Großmuth uns vielleicht das Verlorene wiedergeben möchte. — Aber von diesem Wege sind wir noch sehr ferne — Stein ist fort,

— aber die gleiche Verblendung erfüllt die Anderen, die geblieben sind, — Hardenberg ist vorsichtiger, — aber auch nicht klarer, — und der Geist, der von oben herab weht, wird das ganze Volk verderben, — die Bürger störrisch und die Bauern aufsässig machen."

Er ließ sein Pferd langsam weiter gehen und sagte tief aufathmend:

„Nun — mag kommen, was das will — ich bleibe der Graf von Wallenberg und in Brandow will ich unter meinen Bauern die gute Ordnung erhalten, — aber es thut doch weh, wenn man sehen muß, wie die herrliche Schöpfung Friedrich's des Großen und Einzigen so jammervoll thörichten Marotten geopfert wird.

„Da hat der Massenbach," fuhr er fort, „einen bittern Brief an den König geschrieben und veröffentlicht, worin die unglückliche und verhängnißvolle Richtung unserer Politik vernichtend kritisirt wird —"

„Ja," fiel Graf Robert ein, „der König ist tief erbittert darüber, weil das Libell auch die hochselige Königin nicht verschont."

„Massenbach hat schlecht und unloyal gehandelt," sagte der alte Graf, „kein Edelmann darf öffentlich gegen seinen König auftreten, —

aber leider — leider ist es wahr, was er sagt, und er hat nur Unrecht gehabt, es laut und in dieser Weise auszusprechen." —

Schweigend ritten sie weiter. Der Weg wendete sich an einem dichten Tannengebüsch vor den Dünen aufwärts nach dem Wald und dem Schlosse zu. Die Hunde, welche vorausgeeilt waren, blieben plötzlich an der scharfen Biegung des Weges stehen; mit gesträubtem Haare gingen sie dann langsam und vorsichtig gegen die Ecke des Gebüsches vor und schlugen in wildem, wüthendem Gebell an.

Der Graf gab seinem Pferd einen scharfen Schenkeldruck und mit wenigen Sätzen war er an der von dunklen Tannen beschatteten Ecke. Eine rothe Glut, deren weitere Ausdehnung das helle Mondlicht verhinderte, leuchtete ihm hier entgegen, und betroffen von dem Anblick, der sich ihm darbot, parirte er sein scheu die Ohren spitzendes Pferd, während sein Sohn rasch folgend zu ihm heransprengte.

Vor ihm auf dem weißen Sande, geschützt durch die vorspringenden, die Windseite nach der See hin deckenden Tannen, lagerten wilde, phantastische Gestalten um ein kleines Feuer, über welchem an einem eisernen Gestell ein Kessel hing, aus welchem

ein Geruch von gebratenem Speck und Zwiebeln aufstieg. Eine in ein weites, dunkles und faltiges Gewand gekleidete alte Frau mit gelbem, verwittertem Gesicht und stechenden schwarzen Augen, das graue Haar mit einem turbanartigen dunkelrothen Shawl umwunden, saß daran und schien ihre ganze Aufmerksamkeit den in dem Kessel brodelnden Ingredienzien zuzuwenden.

Mehrere Männer, gelbbraun, mit schwarzen glatten Haaren, in weiten Tuchwämmsern, leinenen Beinkleidern, mit pelzbesetzten Mützen auf den Köpfen, lagen in der Nähe auf dem Sande ausgestreckt, während einige Weiber beschäftigt waren, Geräthe verschiedener Art von einem hochbepackten Wagen herabzunehmen und nach der Feuerstelle zu schaffen. Zwei kleine, kräftige Pferde standen hinter dem Wagen und fraßen aus einer auf gekreuzten Pfählen ruhenden Krippe, während ein junger Bursche ein Bund Stroh auf der Erde ausbreitete.

Etwas abseits von dieser Gruppe, unmittelbar neben dem Rande des Tannengebüsches saß ein junges Mädchen, deren Gesichtszüge, halb vom Feuer angestrahlt, halb vom weißen Mondstrahl beleuchtet, in ihrer wunderbaren Schönheit an eine Schöpfung von Rembrandt's Pinsel erinnern konnten.

Ihre schlanke, biegsame, halb in sich selbst zusammengesunkene Gestalt war gehüllt in ein weites, faltiges Gewand von feinem dunkelblauem Wollenstoff, das über den Hüften von einem mit silbernen Beschlägen verzierten schwarzen Ledergürtel zusammengehalten wurde. Ein Tuch von feinem weißen Leinen war lose um ihren Hals geknüpft und ein schwarzes Netz, mit einzelnen Goldperlen durchzogen, umgab die schwarzen Flechten des reichen Haares. Die bräunliche Haut des edel und regelmäßig geschnittenen Gesichts hatte jenen eigenthümlichen schimmernden Schmelz, wie er auf den Flügeln der Schmetterlinge und auf der Schale der in der Sonne gereiften Pfirsiche ruht, — ihre großen Augensterne traten in jener tiefen schwarzblauen Farbe, welche die Alten den schwarzen Purpur nannten, aus dem perlmutterglänzenden Weiß hervor, und ihre feinen Lippen öffneten sich halb wehmüthig, halb glücklich lächelnd. Die weiten Aermel ihres Gewandes waren bis zum Ellenbogen zurückgefallen, — ihre schlanken braunen Arme lagen auf ihrem Schooß und ihre zierlichen feinen Hände spielten mit einzelnen langen Halmen des Strandgrases, welche sie in eigenthümlichen Verschlingungen zu einer Art von Kette zusammenknüpfte.

Als der Graf Wallenberg sein Pferd parirend vor der Gruppe hielt, bewegten sich raschelnd die Zweige des Gebüsches neben dem jungen Mädchen, als ob dort sich schnell Jemand entfernte, während sie die großen Augen langsam zu den im vollen Mondlicht haltenden Reitern aufschlug. Die Männer sprangen auf und traten zum Feuer heran, die Alte am Kessel ließ sich in ihrer Beschäftigung nicht stören und streckte nur mit einigen leise gemurmelten Worten die Hand nach den Hunden aus, die sich sogleich scheu zurückzogen und, die Zähne fletschend, statt des wüthenden Gebells nur ein leises, halb ängstliches, halb grimmiges Knurren hören ließen.

„Eine Zigeunerbande," rief der Graf Wallenberg mit zorniger Stimme, „wie kommt das Gesindel hieher auf meine Besitzungen, — sie werden mir den Wald anzünden mit ihrem verwünschten Feuer, das sie mit meinem Holz unterhalten — sie werden die Früchte von den Feldern stehlen, — das kommt Alles von den philanthropischen Grundsätzen, die jetzt herrschen, — man scheut sich, Polizei und Stock zu handhaben! — Heda, ihr Landstreicher, wer hat euch die Erlaubniß gegeben, hier euer Lager aufzuschlagen?"

Die Alte rührte ruhig in ihrem Kessel weiter,

das junge Mädchen blickte starr auf den jungen Grafen, der die schöne Erscheinung mit glühenden Blicken musterte, — die Männer, welche zuerst eine trotzige, fast drohende Haltung angenommen hatten, traten bei den Worten des Grafen demüthig zu seinem Pferde heran und Einer derselben, eine hohe kräftige Gestalt mit intelligentem Gesicht und scharfen, listig blitzenden Augen, sprach, die Hände über der Brust kreuzend, mit vollklingendem, biegsamem Ton:

„Vergönnt uns, gnädigster Herr, Rast zu halten auf dem Gebiet Eurer hochgräflichen Gnaden, wir verlangen nichts als diesen Raum, um unsere Lagerstätte zu bereiten und wenn es sein kann, die Erlaubniß, mit unseren Künsten die Bewohner des Dorfes und das Gesinde des Schlosses zu unterhalten —"

„Und daneben zu stehlen, soviel ihr fortbringen könnt," fiel der Graf ein, indem er leicht mit der Spitze seiner Reitpeitsche auf den bepackten Wagen deutete.

Der alte Zigeuner blickte drohend empor, — aber er unterdrückte schnell seine zornige Aufwallung und sagte mit demüthigem, aber festem Ton:

„Das ewige Feuer des Himmels soll vernichtend

auf mich niederfahren, wenn mein Wagen ein einziges Stück unrechtmäßig erworbenen Gutes birgt. Der Gitos und die Seinen stehlen nicht, hochgräfliche Gnaden — und haben nicht nöthig zu stehlen," fügte er stolz hinzu.

„Ah," sagte der Graf höhnisch, „ihr gehört wohl zu der Aristokratie eurer Rasse, — ich habe so etwas gelesen, daß ihr eure Könige und Fürsten habt, — nun, mir imponirt das wenig und auf meinem Gebiet ist kein Platz für euch!"

„Verzeihung, mein Vater," sagte Graf Robert in französischer Sprache, „ich möchte Sie um Nachsicht bitten, — ich habe gehört, es sei nicht gut, diesen Leuten eine Ruhestätte zu verweigern, sie sollen geheime Künste kennen, die Unglück über das Haus bringen, das sie ungastlich zurückgestoßen, — und dann verstehen sie die Zukunft vorherzusagen — ich muß gestehen, ich bin neugierig, eine Probe zu sehen!"

„Wie, mein Sohn," sagte der Graf, indem sich seine Lippe spöttisch kräuselte, „Aberglauben? — ich hatte nicht geglaubt, daß solche Possen in Deinem Kopfe Platz finden."

„Nun," fuhr er dann in deutscher Sprache fort, „der junge Herr hier bittet für euch, —

also mag es euch gestattet sein, zwei Tage auf meinem Gebiet zu verweilen, aber nehmt euch in Acht, — bei der ersten Klage lasse ich euch über die Grenze bringen, daß ihr das Wiederkommen vergessen sollt. Jetzt aber gebt mir schnell eine Probe eurer Künste," rief er wieder in seinem frühern spöttischen Ton, „ihr sollt die Zukunft sehen können — sagt mir ein wenig davon!"

Der Zigeuner neigte sich dankend gegen den jungen Grafen, dessen Blicke fortwährend und immer glühender auf das schöne Mädchen sich hefteten, die, an einen niedrigen Tannenbaum gelehnt, unbeweglich dasaß und wie von starrem Entsetzen gebannt zu ihm aufsah.

„Mutter Marogana," sagte der Führer der Bande, der sich selbst vorher Gitos genannt hatte, „Seine hochgräflichen Gnaden wünschen einen Beweis zu haben von der Kraft Deines Blickes, in die Zukunft zu schauen!"

Die Alte am Kessel warf ohne aufzustehen einen langen Blick auf den Grafen und sprach dann mit hohler, harter Stimme:

„Der Herr thäte besser, mich nicht zu fragen — es thut nicht gut, den Schleier der Zukunft zu lüften!"

„Die alte Hexe fürchtet sich, ihre Künste zu zeigen, wenn sie keine abergläubischen Bauern vor sich hat," rief der Graf, „nun, vorwärts — macht Euren Hokuspokus, — sagt mir," fuhr er ernster fort, „was aus der Welt werden wird — die in diesem Augenblick ziemlich zusammengerüttelt wird, — wenn ihr wirkliche Propheten seid, müßt ihr auch das wissen."

Die Alte richtete trotzig den Kopf empor, — der höhnische Zweifel an ihrer Seherkraft schien sie zu reizen. Sie sah einige Augenblicke still zu den neben dem hellen Mondlicht flimmernden Sternen empor und sprach dann langsam und feierlich:

„Ein glänzender Feuerball ist über der Welt heraufgestiegen, — er steht auf der Höhe seiner Himmelsbahn und sendet leuchtende und zündende Strahlen zu den Völkern herab, — aber seines Bleibens ist nicht unter den Lichtern des Himmels, denn sein Weg geht gegen die Ordnung, welche der Welt vorgeschrieben ist, — er zieht hin vom Westen zum Osten — vom Westen her aber kommen die Wetter, deren Feuer zerstört, und verschwindet, wenn sein Zweck erfüllt ist, — vom Osten aber steigt das reine Licht auf, das am ewigen Feuer entzündet ist und bleibenden Segen der Welt

bringt, der Flammenstern, der so hell leuchtet — er senkt sich hinab zum Osten und dort wird seine flackernde Glut erlöschen, weil sie ihren Weg kreuzt mit dem ewig mächtigen siegreichen Licht des Aufgangs. Mit Flammen hat er die Welt erfüllt — in Flammen wird er untergehen!"

Sie schwieg.

„Sieh', sieh'," sagte der Graf, der aufmerksam zugehört hatte, „Du bist klüger, Alte, als ich dachte, — aber Du hast doch Unrecht — das Gestirn, das heute hoch am Himmel steht, kehrt sich nicht an vorgezeichnete Wege und hat das Recht, auf seinen eigenen Bahnen einherzuziehen."

„Allem Geschaffenen," erwiederte die Alte finster, „ist sein Weg vorgeschrieben und es muß ihn gehen, — zum Heil oder zum Verderben."

„Da bin ich wahrhaftig auf dem besten Wege," sagte der Graf lachend, „mich mit dieser alten Landstreicherin in politisch-metaphysische Diskussionen einzulassen, — sagt mir lieber etwas über mich; da wir einmal begonnen haben, möchte ich auch erfahren, wohin mein vorgeschriebener Weg mich führt."

Die Alte sah in das flackernde Feuer unter dem Kessel und sprach, ohne den Grafen anzusehen:

„Das Haus des hohen Grafen ist ein stolzer Stamm, fest und tief schlagen sich seine Wurzeln in die Erde und schlingen sich um die steinigen Adern der Tiefe; die Axt würde stumpf werden, die diesen Stamm fällen wollte, — das Grabscheit würde zerbrechen, das diese Wurzeln aus dem Boden lösen möchte. Zwei Aeste treibt dieser Stamm, — der eine steigt gerade und kräftig empor, aber ein Wurm sitzt darin und zernagt ihn und der Wetterstrahl des Himmels zückt von oben herab, ihn morsch und zerbrochen niederzuwerfen. Der andere Ast aber beugt sich herab, er steigt zur Erde nieder, er senkt sich in den Boden, — aber er stirbt nicht ab, — er treibt neue Wurzeln tief in das fruchtbare Erdreich und steigt endlich wieder empor in neuem Blätterschmuck und schöner, reicher Blüte. So will es das Schicksal, — so wird es sich erfüllen."

Sie wendete sich wieder zu ihrem Kessel und rührte gleichgültig und mechanisch mit einem langen Löffel darin herum.

„Dunkel und unverständlich," sagte der Graf, „doch das gehört zum Handwerk, — von der alten Pythia bis zur Hexe von Endor."

Sein Blick fiel auf das junge Mädchen, das

noch immer still und unbeweglich am Saum des Gebüsches saß.

„Und die Kleine da," fragte er mit einem schnellen Seitenblick auf seinen Sohn, „treibt sie nicht etwas weniger mystische Künste?"

„Komm' her, Amyta," rief Gitos, „und singe dem gnädigen Herrn ein Lied."

Das junge Mädchen erhob sich wie aus einem Traum erwachend und trat in die Nähe des Feuers.

Gitos holte eine Art von kleiner Mandoline und ein Tambourin vom Wagen herbei. Amyta nahm das Tambourin und während der Zigeuner mit einigen Griffen die Begleitung spielte, sang sie in einer fremdartig anklingenden, bald weich hinschmelzenden, bald wild aufsprühenden Melodie ein Lied in einer unbekannten Sprache. Nach jeder Strophe führte sie eine Art von pantomimischem Tanz aus, wobei sie mit dem Tambourin das Zwischenspiel der Mandoline begleitete. Ihre Bewegungen dabei waren edel und harmonisch, und mit einer bewunderungswerthen Mimik stellte sie den Inhalt des gesungenen Liedes dar, welches die Flucht eines von Räubern verfolgten Mädchens zu behandeln schien, das endlich durch seinen Geliebten

gerettet wird. Lebhaft und wirklich künstlerisch gab sie den Ausdruck des Schreckens, des Entsetzens, der athemlosen Angst wieder, indem sie dabei fortwährend den Blick auf den Grafen Robert gerichtet hielt, der voll Entzücken den Bewegungen ihres geschmeidigen Körpers folgte. Dann schien sie sich in die Arme ihres Erretters zu werfen, — ihr schönes, vom Monde beleuchtetes Gesicht zeigte reines, süßes Glück, sehnsuchtsvolle Liebe und Hingebung — aber nun wendete sich der Blick ihres feuchten Auges von dem jungen Grafen ab und richtete sich nach den dunklen Schatten des Tannengebüsches, dessen Zweige in leichter Bewegung zu zittern schienen.

Als sie geendet, trat sie, wie einer mechanischen Gewohnheit folgend, zu dem Grafen heran und hielt ihm ihr Tambourin hin.

Gitos wollte sie zurückziehen.

„Nicht doch," rief der Graf, „das war eine bessere Vorstellung, als die Prophezeiungen der Alten da, — die Kleine hat ihre Sache vortrefflich gemacht und soll ihren Lohn haben."

Er warf ein Goldstück auf das Tambourin hinab.

Auch Graf Robert beugte sich vom Pferde und

ließ einen blinkenden Doppelfriedrichsd'or auf das Tambourin fallen.

Amyta zuckte zusammen unter seinem Blick, der sich brennend in ihr Auge senkte, — schnell eilte sie zum Feuer hin und schüttete den reichen Inhalt des Tambourins in den Schooß der Alten, als scheue sie sich, das Gold zu berühren, das sie empfangen hatte.

„Also zwei Tage," sagte der Graf, „das wird genug sein," fügte er mit einem lächelnden Seitenblick auf seinen Sohn hinzu, „und laßt mich keine Klagen über euch hören. Jetzt fort, — es ist bald die Stunde des Soupers — wir haben uns schon zu lange bei diesen Gauklern aufgehalten."

Rasch sprengte er davon, während Gitos sich mit über der Brust gekreuzten Händen tief verneigte und Amyta mit zu Boden gesenktem Blick neben der unbeweglich und gleichgültig dasitzenden Alten stand, ohne zu bemerken, daß Graf Robert sich noch einmal nach ihr umsah, ehe er sein Pferd in kurzem Galopp anspringen ließ, um seinem Vater zu folgen.

Zweites Kapitel.

In einem Parterresalon des Schlosses von Brandow brannte der kleine, von dem halbgewölbten Plafond herabhängende Krystallkronleuchter und erleuchtete mit dem gelblich zitternden Schein seiner Wachskerzen das reich und alterthümlich möblirte Gemach. Die auf die Terrasse des Schlosses hinausführende Fensterthür stand offen und ließ die frische, kühle Abendluft und das weiße Mondlicht in das Zimmer dringen, während der Thür gegenüber ein kleines helles Feuer von feingespaltenem Holz in dem großen Marmorkamin brannte, die trockene Flammenwärme mit dem weichen, vom Meere heraufwehenden Hauch vermischend. Das Licht des Mondes, des Feuers und der Kerzen ließ in dem verschiedenartigen Farbenspiel seiner Strahlen die Bilder in den großen Goldrahmen, die Statuetten und die chinesischen Pagoden, welche zahlreich auf dem Sims des Kamins und auf den

Konsolen umherstanden, wie mit phantastischem Leben erfüllt erscheinen.

In der Mitte des Salons, wo ein großer persischer Teppich das dunkle Getäfel des Parkets bedeckte, stand ein Kanape von weißlackirtem und vergoldetem Holze, mit großgeblümtem Seidendamast überzogen und umgeben von einem seidenen Flügelschirm, welcher den von der Thür her eindringenden Zugwind abzuhalten bestimmt war.

Auf diesem Kanape saß, von mehreren größeren und kleineren buntgestickten weichen Kissen umgeben, eine ältere Dame in einer dunklen Robe von schwerem, faltigem Seidenstoff. Ihr Gesicht hatte eine entschiedene Aehnlichkeit mit dem Grafen von Wallenberg, — waren auch ihre Züge weicher und feiner, war der Blick ihrer Augen weniger feurig und trotzig herausfordernd, so zeigte doch der Schnitt ihres Gesichts dieselben scharfen Umrisse und auf ihren Lippen lag derselbe kalte und höhnische Stolz. Ihr graues Haar war hoch heraufgekämmt und in volle Seitenlocken toupirt, so daß man den Puder nicht vermißte, den sie, der Mode des Hofes folgend, aufgegeben hatte, und daß ihr ganzer Kopf vollständig den Typus der vergangenen Zeit trug, die man hier wie in Frankreich theils spöttelnd, theils seuf-

zend mit dem Namen des ancien régime bezeichnete.

Diese Dame war die früh verwittwete Baronin von Blankenfeld, des Grafen von Wallenberg einzige Schwester, welche seit dem Tode der Gräfin auf dem Schlosse von Brandow bei ihrem Bruder wohnte, der ihr zugleich ihre nahegelegenen bedeutenden Besitzungen verwaltete. Sie hatte die Füße auf ein großes Kissen von rother Seide gestützt, — ein kleines zierliches Bologneserhündchen lag auf ihrem Schooß und sie hörte, indem sie von Zeit zu Zeit die Spitze des Fingers ihrer durchsichtig weißen Hand in eine kleine Spaniolbose von emaillirtem Golde tauchte, ihrer Tochter zu, welche in einem kleinen Lehnstuhl neben ihr saß und bei dem Lichte zweier nach der Seite der alten Dame hin durch einen grünen Lichtschirm geblendeten Kerzen aus einem rothen Maroquinband eine der schwungvollen Oden von Ecouchard Lebrun vorlas, welche damals für die kostbarsten Perlen der französischen Poesie galten.

Fräulein Charlotte von Blankenfeld war neunzehn Jahre alt und von einer überraschenden Schönheit. Im Gegensatz zu ihrer Mutter war sie hellblond, ihr reiches Haar war in griechischer Weise

coiffirt und am Hinterkopf in einen mit Perlen durchflochtenen Knoten zusammengefaßt — ihr Teint war so zart und rein wie eine vom Abendroth gefärbte Lilie und auf den schönen Zügen ihres ovalen Gesichts lag der Hauch kindlicher Frische. Ihre Augen aber schienen in dieß Gesicht nicht zu gehören, — sie blitzten so willenskräftig und lebensdurstig in tiefdunklem Blau unter kühn geschwungenen dunkelblonden Brauen hervor, daß ihr Blick zuerst überraschtes Erstaunen erregte, dann aber fast Scheu erwecken konnte bei dem Gedanken an die Ausbrüche der Lust und des Willens, welche aus ihnen zuweilen in wilder Glut hervorbrachen. Ein Zug kecken, spöttischen Uebermuths lag um die vollen, frischen Lippen, stolz und doch geschmeidig und biegsam erhob sich der schlanke Hals aus dem weißen Spitzentuch, welches Schultern und Brust bedeckte und auf die anschließende Robe von violetter Seide herabfiel, deren Aermel die schönen, vollen Arme bis über den Ellenbogen hinauf unbedeckt ließen.

Fräulein Charlotte hatte in reinster französischer Aussprache und mit klarem, verständnißvollem Vortrag die Lektüre der Ode beendet und legte das Buch vor sich auf den Tisch.

„Schön, — erhabene Gedanken in edler Sprache,"

sagte die Baronin, — „alle diese deutschen Dichter, von denen sie jetzt beginnen so viel Aufhebens zu machen, können sich doch dazu nicht erheben, — ich habe kein Verständniß für diese deutschen Verse — und für die unklaren Gedanken in denselben noch weniger, — das klingt Alles so rauh, — so hart, — da ist kein Maß und keine Ordnung."

„Ja, Mama," erwiederte Fräulein Charlotte, — „das ist ganz schön — und ich lese Dir gewiß gerne diese hübschen fließenden Verse vor, — aber," sagte sie, mißmuthig die Lippen aufwerfend und sich in den Stuhl zurücklehnend, — „es ist doch auf die Länge in der That ennuyant, so auf den Umgang mit den Büchern beschränkt zu sein, — mein Cousin Karl geht einher wie ein Träumender, — er sitzt in seinem Zimmer und liest oder brütet, — er turnt mit den Bauern — und wenn ich seiner einmal habhaft werde, — wenn er mir die Ehre erzeigt, mit mir einen Spaziergang durch den Park zu machen oder sich hier im Salon mit mir zu unterhalten, — so citirt er mir wieder Verse von einem Herrn Körner — oder hält mir lange Reden von Volksgeist und Volksfreiheit, die ich nicht verstehe, — die mich entsetzlich langweilen und die mir, soweit ich sie verstehe, ganz antipathisch sind.

„Und nun," fuhr sie, ungeduldig mit den Fingerspitzen auf dem Tisch trommelnd, fort, — „nun kommt mein Cousin Robert, der mich amüsirt, der mir vom Hof von Berlin erzählen kann, der tausend pikante Anekdoten kennt, die mich an den einzigen Winter erinnern, den wir vor zwei Jahren am Hofe zugebracht haben, — und statt sich mit mir zu unterhalten, statt uns Gesellschaft zu leisten, reitet er mit dem Onkel hinaus, um Vögel zu schießen, die man nicht einmal essen kann. Es ist wahrhaftig eine traurige Jugend, Mama, zu der ich hier verurtheilt bin, — fast ebenso gut wäre es, wenn ich Stiftsfräulein geworden wäre, — ich bin überzeugt, daß Sie sich besser amüsirt haben, Mama, als Sie in meinem Alter waren."

Die alte Dame führte langsam den in Spaniol getauchten Finger zu ihrer Nase und sprach ernst und gemessen:

„Du hast ein unruhiges und ungeduldiges Temperament, mon enfant, und Du läßt Dich von demselben hinreißen, — das ist ein Fehler, den Du ablegen mußt, — es ist die erste und vorzüglichste Eigenschaft der Aristokratie, die Zeit und ihre Macht und Bedeutung zu verstehen und — warten zu können."

„Warten," rief Fräulein Charlotte, — „warten und immer warten! — Das Leben ist doch so kurz und die Jugend wartet nicht. Die zwei Jahre, die ich hier einsam verloren," rief sie mit funkelnden Augen, — „kommen nicht wieder!"

„Verloren?" sagte Frau von Blankenfeld streng, — „ich hoffe, daß Du die Zeit nicht für verloren rechnest, die Du hier in meiner Gesellschaft zubringst?"

Fräulein Charlotte beugte sich zu ihrer Mutter hin und küßte mit ehrerbietiger Artigkeit deren Hand.

„Nicht so meine ich es, Mama, — aber ich sehne mich nach der großen Welt mit dem Reiz ihrer Aufregungen und Zerstreuungen — und seien Sie aufrichtig, Mama, — Sie selbst fühlen den ermattenden, drückenden Einfluß des Lebens hier, — Sie selbst," fügte sie spöttisch lächelnd hinzu, „können doch unmöglich die Gesellschaft meines Vetters Karl unterhaltend finden."

Frau von Blankenfeld ordnete die Kissen, welche sie umgaben, und sagte, indem sie sich in bequemer Stellung zurücklehnte:

„Es ist mir lieb, mein Kind, daß Du darauf kommst, — ich wollte schon lange mit Dir darüber

sprechen und Dir eine direction de conduite geben."

Fräulein Charlotte seufzte unmerklich, — aber ihr Gesicht zeigte die respektvolle Aufmerksamkeit, welche sie von Jugend auf ihrer Mutter gegenüber zu beobachten gewöhnt war.

„Du weißt," fuhr die alte Dame fort, „daß ich und Dein Onkel beschlossen haben, Dich mit Deinem Vetter Karl zu vermählen und Deine Allodialgüter mit dem Brandow'schen Majorate zu vereinigen, um der Familie, zu welcher Du durch mich gehörst, eine festere Grundlage dauernden Glanzes zu geben."

Fräulein Charlotte konnte dießmal einen tiefen und hörbaren Seufzer nicht unterdrücken.

„Ich weiß es," flüsterte sie leise mit einem Ausdruck, der deutlich zeigte, daß dieß Arrangement nicht getroffen wäre, wenn es von ihrer Genehmigung abgehangen hätte.

„Du hast Dich wahrlich nicht zu beklagen," sagte ihre Mutter, „denn wir haben auf das Glänzendste für Dein künftiges sort gesorgt und jede junge Dame würde Dich darum beneiden. Du wirst an Namen und Besitz eine der ersten Damen des Landes werden und am Hofe und in der Ge-

ſellſchaft eine von Wenigen überragte Stellung einnehmen; — und Dein Vetter iſt vortrefflich erzogen, — er iſt ſanft und lenkſam, — er iſt ein ſchöner Mann —"

„Ich kann Niemand ſchön finden," rief Fräulein Charlotte mit blitzenden Augen, indem ſie heftig den Kopf emporwarf, — „der in leinenem Kittel mit den Bauernjungen ringt — das würde Robert wahrlich nicht thun!"

Frau von Blankenfeld zuckte die Achſeln.

„Es gibt keine Jugend ohne Verirrungen," ſagte ſie, — „und Dir, als ſeiner künftigen Gemahlin, ſollte dieſe Verirrung lieber ſein, als wenn er ein Roué wäre, der ſich, wie viele junge Leute ſeines Alters, in den Strudel der Debauche ſtürzte. Sein ſchwärmeriſcher, weicher Charakter iſt leicht zu leiten, — aber Du, mein Kind, — Du nimmſt ihn nicht richtig, — Du behandelſt ihn falſch."

„Und wie ſollte ich ihn nehmen, Mama?" fragte Fräulein Charlotte, — „bietet er mir eine Handhabe, — bietet er mir Gelegenheit, einen Einfluß auf ihn zu üben? Iſt er nicht kalt und unnahbar wie ein ſtarrer Fels?"

„Nicht doch, mon enfant," ſagte Frau von Blankenfeld kopfſchüttelnd, — „er war ſtets ſchon

ein weiches, zur schwärmerischen Träumerei geneigtes Kind — wie seine verstorbene Mutter, — und solche Charaktere ziehen sich leicht in sich selbst zurück, — ja, sie können eigensinnig und starr werden, wenn man sie nicht richtig behandelt. Du verhöhnst und verspottest ihn, — das ist nicht die Art, mein Kind, um ihn von seinen Marotten zu heilen."

„So soll ich vielleicht mit ihm über die Gleichheit der Menschenrechte philosophiren?" — rief Fräulein Charlotte ungeduldig, — „oder mit den Schönen des Dorfes einen bal champêtre à la Watteau arrangiren?"

„Das nicht, mein Kind," erwiederte Frau von Blankenfeld, — „übrigens," fügte sie streng hinzu, „spreche ich ganz ernst und bitte Dich, meine Worte so aufzufassen. Du bist schön," sagte sie, ihre Tochter wohlgefällig betrachtend, „Du hast Geist und meine Erziehung hat diesem Geist die vortrefflichste Ausbildung gegeben, — wenn Du ihm freundlich entgegentrittst, — bis zu einem gewissen Punkt auf seine Ideen eingehst, — ihn nicht durch Spott zurückschreckst, so wird seine Schwärmerei bald in Dir einen würdigern und, wie ich hoffe, anziehendern Gegenstand finden, als in jenen philosophischen

Theorieen, auf welche er in der Einsamkeit des hiesigen Lebens verfallen ist. Deine Aufgabe, mein Kind, ist es, ihn zu beherrschen, — und um einen Menschen zu beherrschen, muß man in seinen Ideenkreis eintreten, — nur dadurch kann man ihn lenken und allmälig aus dem Bann jenes Kreises hinausführen. — In einem Jahre," fuhr sie fort, während Fräulein Charlotte über die mütterlichen Lehren tief nachzudenken schien, — „in einem Jahre soll eure Verbindung stattfinden, hast Du bis dahin sanft und vorsichtig die Herrschaft über ihn errungen, dann steht Dir die Welt weit und groß offen, — ihr könnt an den Hof gehen, — ihr könnt reisen — und Du wirst überall im vollen Reiz eines reichen Lebens Ersatz finden für die vorübergehende Einsamkeit hier."

„Ich verspreche Dir, Mama," sagte Fräulein Charlotte, indem sie ihrer Mutter die Hand küßte, „nach Deinen Worten zu handeln, — verzeih' mir, wenn mein ungeduldiges Temperament mich fortreißt."

Die alte Dame nickte wohlgefällig mit würdevoller Ruhe und Beide saßen eine Zeitlang schweigend in ihren verschiedenen Gedanken da.

Pferdegetrappel tönte durch die Stille des Abends vom Park her.

„Da kommt Robert!“ rief Fräulein Charlotte schnell aufspringend, — „und der Onkel,“ fügte sie hinzu, indem sie vor den großen Spiegel über dem Kamin trat und die Falten ihres Spitzentuches ordnete, — „ich werde sie für ihre Unart ausschelten, daß sie die häßliche Jagd unserer Gesellschaft vorziehen.“

Der alte Kammerdiener der Baronin, das Musterbild eines vornehmen Hausbedienten der alten Zeit, steif, würdevoll und gemessen, im schwarzen Anzug mit Strümpfen und Schnallenschuhen, in Puderperrücke mit Seitenlocken und Haarbeutel, öffnete die Thür und sagte mit jener leisen, halb ehrerbietigen und halb vertraulichen Stimme, welche langjährige und vertraute Domestiken anzunehmen pflegen:

„Der Herr Graf Karl wünschen der gnädigen Frau Baronin aufzuwarten.“

Auf ein zustimmendes Zeichen der alten Dame öffnete der Kammerdiener die Thüre dem ältesten Sohne des Grafen Wallenberg, einem jungen Manne, der etwa zwei Jahre älter sein mochte als sein Bruder Robert, in seiner ganzen Erscheinung aber im vollständigsten Gegensatz zu demselben stand.

Graf Karl hatte im Schnitt seines Gesichts allerdings Aehnlichkeit mit seinem Vater und seinem

Bruder, — aber die Linien, welche bei jenen hart, scharf und fest hervortraten, rundeten sich bei ihm weicher und sanfter ab, — seine Augen zeigten eine etwas unklare, zur Exaltation neigende Schwärmerei, in ihrem tiefen Blick und um seine geschlossenen Lippen lag ein Zug von Melancholie, gemischt mit dem Ausdruck eines unbeugsamen, trotzigen Eigenwillens, den er mit seinem Vater und seinem Bruder gemein hatte. Sein dunkelblondes Haar fiel in vollen Locken frei an den Seiten seiner hohen und starken Stirne herab, — seine weiße Kravate war ziemlich lose geknüpft, so daß der hohe, offenstehende Hemdkragen den Hals so viel, als es die Mode der damaligen Zeit irgend gestattete, bloß ließ. Sein Rock, seine Beinkleider und Strümpfe waren schwarz ebenso wie die Schnallen an seinen Schuhen, keine Busennadel schmückte den vollen Busenstreif von weißem Batist, der über seine Brust herabfiel, — kein Ring an seinem Finger, kein Petschaft an seinem seidenen Uhrband unterbrach die gleichförmige Einfachheit seines Anzugs, welcher sich ausschließlich auf die schwarze und weiße Farbe beschränkte. Man hätte ohne die Feinheit und ausgesuchte Eleganz seiner Wäsche, ohne den edlen, freien Anstand seiner Bewegungen und die Sicherheit seines Auftretens

den jungen Mann für einen Schullehrer oder einen Schreiber halten können.

Er näherte sich seiner Tante und führte mit mehr ceremonieller Ehrerbietung als Herzlichkeit ihre Hand an seine Lippen.

Dann begrüßte er seine Cousine, welche ihm, als wolle sie ihrer Mutter den Gehorsam gegen deren Lehren thatsächlich beweisen, mit herzlicher Freundlichkeit die Hand reichte.

Er schien mehr verwundert als besonders erfreut über diesen außergewöhnlich freundlichen Empfang und erkundigte sich in ziemlich formellem Tone nach dem Befinden der Damen.

„Wir würden uns jedenfalls besser befinden," rief Fräulein Charlotte lebhaft und vorwurfsvoll, aber mit einem liebenswürdigen Blick ihrer glänzenden Augen, — „wenn unsere unartigen Cousins uns nicht ihre Gesellschaft entzogen hätten, — Du, Vetter Karl, ziehst uns Deine Bücher vor und Vetter Robert die Jagd, — das ist nicht freundlich und nicht aufmerksam!"

„Ja, mon cher neveu," sagte Frau von Blankenfeld, — „ich kann Charlotte nicht Unrecht geben, — Robert hat seinem Vater Gesellschaft geleistet, — aber Du, — Du hättest in der That

die Verpflichtung, Dich ein wenig mehr Deiner Tante und Deiner Couſine zu widmen."

Graf Karl ſchlug einen Augenblick den Blick zu Boden, — dann ſagte er, indem ein Zug leichter Ironie um ſeine Mundwinkel zuckte:

„Ich fühle mein Unrecht, gnädigſte Tante, — und würde mich Ihnen und der Couſine Charlotte gewiß zur Verfügung geſtellt haben, wenn ich irgend hätte vermuthen können, daß meine Geſellſchaft Ihnen intereſſant und angenehm wäre."

„Angenehm," ſagte Frau von Blankenfeld, „iſt mir die Geſellſchaft meiner Neffen immer — und ſie uns intereſſant zu machen, würde Deine Aufgabe ſein —"

„Eine Aufgabe," fiel der junge Mann ein, „deren Erfüllung ich kaum zu hoffen wage, weil ich ſo oft ſchon Gelegenheit hatte zu bemerken, daß unſer Geſchmack ſo ungleich iſt und unſer Geiſt ſo weit verſchiedenen Richtungen folgt."

Frau von Blankenfeld ſchüttelte den Kopf und führte einige Atome Spaniol zu ihrer Naſe; Fräulein Charlotte trat ungeduldig mit dem zierlichen Fuß auf den Teppich und ein Blitz zornigen Unwillens ſprühte aus ihren Augen. Aber ſie unterdrückte dieß aufwallende Gefühl, — mit freund-

lichem Blick näherte sie sich dem jungen Mann und sprach mit sanftem Ton:

„Und wenn unser Geschmack auseinandergeht, Vetter Karl, wenn Dein Geist anderen Richtungen folgt als der unsrige, — ist es dann nicht der Mühe werth, uns zu Deinen Ansichten hinüberzuziehen, — uns dieselben verständlich zu machen?"

Graf Karl blickte seine Cousine, welche ihre Hand vertraulich auf seinen Arm gelegt hatte, erstaunt an. Dann sagte er traurig und ernst, aber sanfter und herzlicher als vorher:

„Ich fürchte, daß das vergeblich wäre, Cousine Charlotte, denn bei jeder Gelegenheit zeigt sich mir zu deutlich, daß unser inneres Leben sich in zu grundverschiedenen Sphären bewegt, — verständigen und verbinden kann sich nur Gleichartiges, das nur in Nebendingen von einander abweicht, — wo die Verschiedenheit im Grundwesen liegt, kann der Versuch der Verständigung nur zu Kampf und Streit führen. Tag und Nacht," fuhr er lebhafter mit einem gewissen pathetischen Klange der Stimme fort, „können sich nicht verbinden, — und wo sie sich berühren, entsteht die Dämmerung, — das ist die Unklarheit, die Verwirrung, — der Kampf."

Fräulein Charlotte trat einen Schritt zurück

und schien peinlich berührt durch die Antwort ihres Vetters.

„Und wem," fragte sie halb gereizt, halb scherzend, — „wem willst Du in Deinem Vergleich den Platz des Tages und der Nacht anweisen? — hoffentlich bist Du galant genug, um uns auf die Lichtseite des Bildes zu stellen und für Dich das Emblem der Nacht zu behalten, — deren Farbe Du mit solcher Vorliebe trägst!" — fügte sie hinzu, indem sie den Blick über seinen schwarzen Anzug hinabgleiten ließ.

„Gerne," erwiederte er mit melancholischem Lächeln, — „nehme ich den Schatten der Nacht für mich, — die Nacht ist ja für ein starkes Herz, das ihre Schrecken nicht fürchtet, die Zeit der ruhigen Einkehr in sich selbst, — des Träumens, — des Denkens, — der Vorbereitung für das Wirken und Schaffen eines künftigen Tages."

„In der That, mon neveu," sagte Frau von Blankenfeld, ohne auf seine letzten, halblaut gesprochenen Worte zu achten, während Charlotte sich achselzuckend abwendete und in dem Buch blätterte, aus welchem sie vorher ihrer Mutter vorgelesen hatte, — „in der That, — Du scheidest Dich auch äußerlich zu sehr von den Sitten der Welt,

der Du angehörst, — mehr als es einem jungen Manne Deines Alters und Standes erlaubt ist! Warum sieht man Dich immer in diesem schwarzen Anzug, der Dich als Sonderling erscheinen läßt, — Du solltest —"

„Ich kann keine andere Farbe tragen," fiel Graf Karl mit rauher und beinahe rücksichtsloser Heftigkeit ein, — „als die Farbe der Trauer, die mein Herz erfüllt um das niedergeworfene, geknebelte, entwürdigte Vaterland — und um die vom Kummer gebrochene, noch ungerächte Königin. Die Farben der Freude, der Glanz eitlen Schmuckes schneiden mir wie ein schreiender Mißton durch die Seele!"

Ein peinliches Schweigen trat nach diesen Worten ein — Frau von Blankenfeld tauchte ihren Finger tiefer als sonst in die goldene Dose, — Fräulein Charlotte horchte auf den Klang schneller Schritte, die sich im Vorzimmer vernehmen ließen.

Der Kammerdiener öffnete beide Thürflügel und meldete den Grafen Wallenberg, der schnell mit seinem Sohne Robert eintrat und die Damen mit einer gewissen ceremoniellen Höflichkeit begrüßte. Die beiden Herren hatten ihr Jagdkostüm abgelegt, — der Graf trug einen dunkelblauen Frack mit

goldnen Knöpfen, seinen Hals umgab jene hoch hinaufgehende, volle und vielgefaltete Kravate vom zartesten Batistgewebe, welche der Prinz von Wales und der schöne Brummel zur Mode der eleganten Welt gemacht hatten und welche von den jungen Stutzern, wie von den ernsten Staatsmännern getragen wurde. Seine reiche spitzenbesetzte Hemdkrause wurde von einer Nadel mit einem großen Solitär zusammengehalten, sein graues Haar war in Locken frisirt — er trug kurze Beinkleider, weißseidene Strümpfe und Schuhe mit goldenen Schnallen, — eine breite goldene Kette mit großem, in einen Karneol geschnittenen Petschaft hing unter seiner weißen Weste hervor. Trotzdem er in seinem Anzuge Alles vereinte, was die damalige, etwas bunte Mode von einem elegan=ten Kavalier forderte, lag doch in seiner Erscheinung eine natürliche, sichere und imponirende Würde. Der Graf Robert trug die knappe und kleidsame Uniform der Gardes du Corps, und es wäre kaum möglich gewesen, einen schönern, keckern und ele=gantern Reiteroffizier zu finden, als ihn; kaum aber auch konnte ein größerer Kontrast gedacht werden, als ihn der Graf Karl zu seinem Vater und seinem Bruder bildete.

Unmittelbar nach dem Erscheinen des Schloßherrn meldete der Haushofmeister, daß das Souper servirt sei, — der Graf reichte seiner Schwester den Arm, sein ältester Sohn führte Fräulein Charlotte — so wollte es die unabänderliche Etikette dieses kleinen Kreises, dessen Formen der Graf ganz nach dem Vorbild der Höfe gestaltet hatte. Jeder hatte hier seinen bestimmten Platz, seinen Rang, — jeder Tag seine feste, unabänderliche Regel.

Graf Robert ging plaudernd und scherzend neben seiner Cousine — man durchschritt das Vorzimmer und zwei Salons, um in das kleine Speisezimmer des Schlosses zu gelangen, an dessen mit dunklem Eichenholz getäfelten Wänden Hirschgeweihe und Rehkronen über den Büffets und Konsolen angebracht waren, auf denen alte Trinkgeschirre von Silber und gemaltem Glas in reicher Fülle umherstanden. Man setzte sich um den großen runden Tisch, dessen Silber, Porzellan und Krystall in dem Kerzenschimmer von zwei mächtigen Armleuchtern funkelte, während ein vergoldeter Korb in der Mitte eine Schale mit wohlgeordneten frischen Blumen trug.

Der Beginn der Mahlzeit verlief ziemlich

schweigsam, — der Graf trank schnell einige Gläser des damals so beliebten alten Pontac, der in geschliffenen Karaffen vor seinem und Robert's Couvert stand, — die Damen nippten aus kleinen Gläsern dunkelgelben alten Madeira, — Graf Karl trank reines frisches Wasser.

Robert begann bald mit seiner Cousine zu plaudern, — er erzählte gewandt und frisch eine Menge kleiner Anekdoten aus der berliner Gesellschaft, deren Pointen sämmtlich den Stempel einer kleinen Bosheit hatten und welche Fräulein Charlotte ganz glücklich machten; — selbst Frau von Blankenfeld belohnte ihren Neffen mit einem Lächeln freundlicher Zufriedenheit, während Karl schweigend und träumend dasaß, nachdem er einige Bissen genossen, und nur von Zeit zu Zeit einen eigenthümlich forschenden Blick auf seine Cousine warf, die seine Gegenwart ganz vergessen zu haben schien und ausschließlich dem jungen, schönen und pikanten Offizier ihre Aufmerksamkeit zuwendete.

„Also gibt es in Berlin wieder eine Gesellschaft?" fragte der alte Graf, indem er das Flügelstück eines goldbraunen Rebhuhns auf seinem Teller zerlegte, — „das wundert mich, — im vorigen

Jahre schien es, als wolle man die bürgerliche Aera Friedrich Wilhelm's des Ersten wiederkehren lassen."

„Der Hof selbst hält sich sehr zurück," erwiederte Robert, — „der allergnädigste Herr liebt ja ohnehin die Zurückgezogenheit und der Schmerz um die Königin ist noch zu lebendig in ihm, — aber der Staatskanzler thut viel, um die Gesellschaft zu beleben, — seine leichten Formen geben das Beispiel für einen neuen Aufschwung des gesellschaftlichen Lebens."

„Leichte Formen — und leichter Sinn!" sagte der Graf bitter, — „mit welcher Flut von neuen Gesetzen überschüttet uns dieser Herr von Hardenberg, — der Hannoveraner, von dem man sagt, er sei von England erkauft, — jedenfalls ist er kein Preuße, ebensowenig wie jener Herr von Stein, der jetzt von Petersburg aus agitirt, — sie haben kein Verständniß, kein Gefühl für die Monarchie Friedrich's des Großen, von der sie bald, wenn sie so weiter arbeiten, die letzten Fundamente werden aufgelöst und zerstört haben."

Karl hatte mit funkelnden Augen aufgeblickt, als sein Vater sprach, — seine Lippen zuckten und mit scharfer Stimme sprach er, seine Erregung mühsam zurückhaltend:

„Warum, mein Vater, soll man von England erkauft sein, um der Feind des Unterdrückers unseres Vaterlandes zu werden und die Volkskraft dahin zu führen, daß sie stark genug werde, das Joch des fremden Tyrannen zu zerbrechen? Der Graf von Hardenberg und Herr von Stein sind doch vor Allem Deutsche und im deutschen Geiste allein wird auch Preußen sich wieder erheben."

Der Graf zuckte die Achseln und leerte unmuthig sein Glas Pontac.

„Deutscher Geist," rief er dann spöttisch, „das ist auch so eins von den neu erfundenen Schlagworten, — ich verstehe das nicht; — deutscher Geist, das ist der Geist der Reichsarmee, welche der große König mit einem Wink seiner Augenbrauen zu Paaren trieb, — des großen Königs Geist sollte man in Preußen erhalten und pflegen, der dem Geist des großen französischen Kaisers verwandt war und niemals den thörichten Kampf mit ihm begonnen haben würde.

„Doch," fuhr er fort, „wozu davon sprechen? — mögen Diejenigen die Zukunft verantworten, denen unser Herr das Schicksal des noch geretteten Restes von Preußen in die Hand gelegt."

Er warf einen strengen Blick auf seinen Sohn,

auf deſſen Lippen eine heftige Erwiederung zu ſchweben ſchien, und ſprach dann in leichtem Ton:

„Wir haben heut im Walde an den Dünen eine Zigeunerbande begegnet, — es ſollte mich nicht wundern, wenn auch dieſe Landſtreicher für die thörichte Agitation benutzt würden, welche ſich überall bemerkbar macht; — die Alte, welche mir die Zukunft verkünden ſollte, prophezeite auch in myſtiſchen Worten den Sturz des Kaiſers, — ſo etwas iſt nur geeignet, das Volk zu beunruhigen und aufzuregen, — aber dafür hat die Regierung keine Augen!“

Graf Karl blickte betroffen ſeinen Vater an und verſank dann in tiefes Sinnen. „Wie, mein Bruder,“ ſagte Frau von Blankenfeld lächelnd, „Du haſt Dir von einer Zigeunerin la bonne aventure ſagen laſſen? — c'est étonnant!“

„Ein Scherz,“ erwiederte der Graf im Tone halb verlegener Entſchuldigung.

„O,“ rief Fräulein Charlotte, „das muß ja höchſt amüſant ſein, — eine reizende Zerſtreuung in unſerem einförmigen Leben, — ich habe ſo viel davon gehört und noch nie eine Zigeunerin geſehen und gehört, — Couſin Robert — Du mußt mich dorthin führen — ich bin neugierig, mein Schickſal zu erfahren.“

„Sehr gern, Couſine," erwiederte Robert mit leichter Verlegenheit, — der Graf blickte mit eigenthümlichem Lächeln ſeinen Sohn flüchtig an.

„Ihr müßt euch aber beeilen," ſagte er, „denn ich habe der Bande nur für zwei Tage die Erlaubniß ertheilt, ſich hier aufzuhalten."

Robert brachte das Geſpräch mit einiger Mühe auf andere Gegenſtände und nach kurzer Zeit hatte man das leichte, aus friſchen Früchten und einigen Konfitüren beſtehende Deſſert ſervirt, — der Graf warf einen fragenden Blick auf ſeine Schweſter, dieſe legte die Serviette auf ihren Teller, — die Lakaien traten heran, um die Stühle zurückzuziehen, die kleine Geſellſchaft erhob ſich und ging in derſelben Ordnung, in der ſie gekommen, in den Salon der Baronin zurück.

Bei dem Eintritt übergab ein Beamter des Schloſſes dem Grafen die große Poſttaſche von ſchwarzem Leder mit der gräflichen Krone über der Chiffre in hellpolirtem Meſſing, — der Graf öffnete dieſelbe mit einem kleinen Schlüſſel, den er an einem Ringe mit einigen andern ſtets bei ſich trug, und folgte mit den Briefen und einigen Zeitungsnummern den Uebrigen.

„Du erlaubſt," ſagte er artig zu ſeiner Schweſter,

„daß ich ein wenig durchfliege, was für mich angekommen ist? — Hier ein Brief für Dich," fügte er hinzu, seinem ältesten Sohn einen für denselben angekommenen Brief übergebend. Dann setzte er sich an den Tisch und durchflog, schnell die Siegel erbrechend, ein Schreiben nach dem andern.

Robert und Charlotte hatten ein an der Seitenwand des Zimmers stehendes viereckiges Klavier von Rosenholz, mit Silber und Perlmutter ausgelegt, geöffnet und begannen eine jener ansprechenden französischen Romanzen zu singen, welche mit ihren leichten, gefälligen Ritornellen und dem ineinandergreifenden Wechselgesang an die Sängerübungen der Cours d'amour des Königs René erinnern.

Beide hatten eine hübsche, wohlklingende und gutgeschulte Stimme; Fräulein Charlotte begleitete geschickt und sicher, und Frau von Blankenfeld hörte, in die Kissen ihres Kanapes zurückgelehnt, wohlgefällig zu, indem sie ihre feine Hand leise nach dem Takt der Musik bewegte.

Der Graf hatte, sein an einem schwarzen Bande um den Hals hängendes, zweiarmiges Augenglas mit Schildpattgriff in der Hand, die Briefe

flüchtig und gleichgültig durchflogen — er öffnete ein großes Couvert, welches ein Schreiben von mehreren Seiten enthielt, dem ein großer gedruckter Bogen beilag.

Kaum hatte er einen Theil dieses Briefes gelesen, als eine dunkle Röthe über sein Gesicht flog — seine Blicke starrten auf die Schrift, als sähe er etwas Unmögliches, Unglaubliches vor sich — seine Lippen bebten und wilder Zorn zitterte und zuckte durch seine Züge.

Mit heftiger Bewegung warf er das Papier auf den Tisch, so daß Frau von Blankenfeld zu ihm herübersah und bei seinem Anblick erschrocken fragte:

„Hast Du schlechte Nachrichten erhalten? was gibt es? — was bewegt Dich so?"

Der Graf, von Jugend auf gewohnt, sich selbst zu beherrschen und die ruhige und gleichmäßige äußere Form für eine nothwendige Bedingung vornehmer Bildung anzusehen, faßte sich mit mächtiger Anstrengung und erwiederte, indem tiefe Bläße sein eben noch hochgeröthetes Gesicht überzog, mit zwar noch zitternden Lippen, aber in kaltem, gleichgültigem Ton:

„Es ist Nichts, — eine kleine geschäftliche

Unannehmlichkeit, die mich im Augenblick peinlich berührte und die mich zu neuen Instruktionen an meinen Geschäftsführer zwingt. Du verzeihst," fügte er hinzu, indem er aufstand und seine Papiere ruhig zusammenlegte, „wenn ich mich früher zurückziehe, — ich liebe es, unerwünschte Dinge so schnell als möglich zu erledigen. Laß die Kinder sich nicht stören und derangire Dich nicht," sagte er, die Hand seiner Schwester an die Lippen führend, und schnell, mit leisen Schritten, verließ er das Zimmer, ohne daß die beiden jungen Leute am Klavier seine Entfernung bemerkten.

Auch Graf Karl schien durch den Brief, den er erhalten, mächtig bewegt. Er hatte den Inhalt desselben schnell durchflogen und sich dann mit untergeschlagenen Armen tief in Gedanken auf einen Lehnstuhl in dem dunkelsten Winkel des Salons niedergesetzt, als lausche er aufmerksam der Musik.

Sobald sein Vater sich entfernt hatte, trat er rasch zu Frau von Blankenfeld und sagte mit einer gewissen ungeduldigen Hast:

„Ich bitte Dich um Erlaubniß, gnädige Tante, mich ebenfalls entfernen zu dürfen, ich bin unendlich ermüdet und bedarf der Ruhe."

Noch ehe die alte Dame etwas erwiedern konnte,

hatte er schnell, sich herabbeugend, ihre Hand geküßt und eilte hinaus.

Frau von Blankenfeld blickte ihm kopfschüttelnd nach.

„Eine sonderbare Natur," sagte sie leise vor sich hin, „er bedarf der freundlichen Leitung, — ich werde mit ihm sprechen und sein Vertrauen zu gewinnen suchen, — man kann ihn nicht nehmen wie die Anderen."

Dann lehnte sie sich wieder bequem zurück und hörte Robert und Charlotte zu, welche, in ihre Musik vertieft, eine Stelle wiederholten, die ihnen nicht gelungen war.

Graf Karl hatte sich nach seiner, in dem kürzern Seitenflügel des Schlosses gelegenen Wohnung begeben. Er trat durch einen gewölbten Vorsaal in sein mit äußerster Einfachheit eingerichtetes Wohnzimmer, dessen Wände weiß gestrichen waren und in welchem ein Sopha, ein großer, mit Büchern und Papieren bedeckter Tisch, ein Schreibpult und hohe Büchergestelle mit einer reichen Bibliothek das ganze Ameublement ausmachten. Eine hohe Lampe brannte auf dem Tisch.

Der Graf trat zu derselben heran und durchlas nochmals den Brief, den er erhalten.

„Eine unbekannte Hand, — aus Berlin," flüsterte er, „wichtige Mittheilungen, die ich erhalten soll bei einer Zigeunertruppe, welche ich am Wege vom Schloß nach den Dünen finden werde! — Die Zigeuner sind da — mein Vater hat sie begegnet, — Gefahr ist kaum zu fürchten — und wichtige Mittheilungen, — was ist wichtig in dieser Zeit, als die große Sache des Vaterlandes, — deren Kämpfer sich in Nacht und Dunkelheit verbergen müssen! Ich gehe — Gott gebe, daß ich Gutes erfahre!"

Er öffnete die Thür eines Nebengemachs und rief seinen Diener, einen jungen, frischen und kräftigen Bauernburschen des Dorfes, der nicht die blau und goldene Livrée des Schlosses, sondern einen einfachen grauen Anzug trug, und sagte freundlich:

„Ich will noch einen Spaziergang machen, Friedrich, — Du darfst mich nicht erwarten, geh' zu Bett und wecke mich morgen wie immer."

Der Bursche, dem solche Gänge seines Herrn nichts Ungewöhnliches waren, neigte den Kopf und brachte dann schweigend ein Paar starke hohe Stiefeln, welche der Graf mit seinen Schuhen vertauschte. Dann warf er einen weiten, blusenartigen

Rock über, ergriff einen ſtarken Eichenſtock, ſetzte eine weite Mütze auf und ſchritt über eine kleine, aus ſeinem Wohnzimmer unmittelbar hinausführende Treppe in den vom Mondſchein beleuchteten Garten hinab.

Drittes Kapitel.

Ein junger Mann von kaum dreißig Jahren in der einfachen, dunklen Tracht, welche in jener Zeit an die Stelle der buntfarbigen, gold- und silbergestickten Anzüge der aristokratischen und bureaukratischen Welt getreten war, ging in ziemlich früher Morgenstunde durch die Leipzigerstraße in Berlin, welche in jenen Jahren und um diese Tageszeit noch ziemlich menschenleer war, dem Dönhofsplatze zu. Seine Gestalt war schlank und schmächtig, — sein feines, etwas bleiches Gesicht geistig belebt, — auf seinen Zügen lag ein tiefer Ernst, — seine scharf und klar blickenden Augen waren durch einen leichten Hauch schwärmerischer Trauer verschleiert und seine Lippen schlossen sich fest aufeinander, als fürchteten sie, daß ein unbewachtes Wort den hinter der hohen Stirn arbeitenden Gedanken Ausdruck geben möchte.

Der junge Mann, welcher trotz seines einfachen Anzuges, seiner Haltung und seinen Bewegungen nach den vornehmen Ständen angehören mußte, ging langsam und gedankenvoll in der Mitte der Straße einher, wo nur selten ein Fuhrwerk ihn zum Ausweichen nöthigte und trat dann in das nach heutigen Begriffen ziemlich kleine Palais des Staatskanzlers Grafen Hardenberg, an der Stelle, an welcher heute das Abgeordnetenhaus sich ausdehnt, gegenüber dem wasserspeienden Löwen des Dönhofsplatzes, an dessen Stelle dann neuerdings das Denkmal des Freiherrn von Stein getreten ist.

Er stieg die Stufen der breiten, gewundenen Treppe hinauf und trat in das Vorzimmer, aus welchem der Ton lauter Stimmen bis auf den Vorplatz hinausdrang.

Zwei Personen standen in der hohen und tiefen Fensternische des Vorzimmers in lebhaftem Gespräch. Ein kräftiger Mann von etwa vierzig Jahren, mit offenen, freien Gesichtszügen, blitzenden und lebhaften Augen, stand vor einem ältern kleinern Herrn mit scharfem, geistvollem, aber etwas verschlossenem Gesicht, — der Erstere war der Staatsrath Scharnweber, der Zweite der Kriegsrath Crelinger, und

Beide schienen so in ihre Unterhaltung vertieft, daß sie den Eintretenden nicht sogleich bemerkten.

„Ich zweifle nicht," rief der Staatsrath Scharnweber, „daß die neuen Gesetze viele Unzufriedenheit erregen werden, sie schneiden ziemlich scharf in manches Recht und manchen Besitz ein, — aber wenn man bei allen Reformen es immer Allen recht machen wollte, so würde niemals Etwas reformirt werden und es bliebe Alles beim Alten; — beim Alten," fuhr er fort, indem er die eine Hand in seine Hemdkrause steckte und die andere in lebhafter Gestikulation erhob, „und das ist verhängnißvoll für Preußen, denn in Frankreich, im Königreich Westphalen und überall, wohin der Arm des Kaisers Napoleon reicht, fallen die Fesseln, welche den Bauernstand, das heißt den eigentlichen arbeitenden und schaffenden Kern des Volkes lähmen und in die Abhängigkeit von den Gutsbesitzern schmieden, — glauben Sie, daß die Bauern das nicht wissen? — glauben Sie, daß die Spione und Agenten der französischen Polizei, welche so zahlreich das Land durchziehen, unsere Bauern nicht darauf hinweisen, — fortwährend und systematisch hinweisen, daß der französische Kaiser der Befreier und Erlöser der bisher niedergedrückten und ausgebeuteten

Klassen ist? — und wie sollen wir," rief er laut, „den Patriotismus im Volke erhalten und immer mehr entflammen, wenn das Volk den Druck der alten Fesseln doppelt empfindet in dem Augenblick, in welchem unser Feind im Gebiet seiner Herrschaft die Fesseln zerbricht? Nur durch den freien, hoch aufwallenden Patriotismus aber können wir uns von unserem Fall erholen und auf den Sieg hoffen — Scharnhorst's ganzer Landwehrplan zerfällt, wenn das Volk in seiner wirthschaftlichen Arbeit nicht frei von allen Fesseln wird."

Der Kriegsrath Crelinger schüttelte schweigend den Kopf und blickte mit ängstlich forschendem Blick in dem Zimmer umher. Rasch näherte sich der vorhin eingetretene junge Mann der Fensternische.

„Ah — Herr von Hippel," unterbrach der Staatsrath Scharnweber seine lebhafte Rede, — „gut, daß Sie kommen, — Sie werden mir Recht geben, — denken Sie, Crelinger fürchtet Gefahr, Uneinigkeit und Unruhe durch die neuen Agrargesetze — und sie sind doch das einzige Mittel —"

„Das einzige Mittel in dieser Zeit, Etwas zu erreichen und durchzuführen, Herr Staatsrath," fiel Herr von Hippel ein, indem er den Finger mit

einem bedeutungsvollen Blick auf den Mund legte, — „ist schweigendes Handeln, — und," fügte er mit ehrerbietigem, aber festem Ton hinzu, — „deßhalb bitte ich um die Erlaubniß, mich an dieser Diskussion nicht betheiligen zu dürfen, — und wenn Sie auf meine Meinung Werth legen, so möchte ich rathen, das Gespräch hier wenigstens nicht weiterzuführen —"

„— Hier?" rief der Staatsrath Scharnweber, während Crelinger zustimmend mit dem Kopfe nickte, — „hier im Vorzimmer des Staatskanzlers? — wo soll man denn noch ein freies und offenes Wort sprechen, — wenn hier —"

„— Hier vielleicht am wenigsten," sagte Crelinger kurz und bestimmt, „Herr von Hippel hat Recht, — Vorsicht und Schweigen sind unsere einzigen Waffen —"

„— Nun gut, gut," murrte der Staatsrath ein wenig verstimmt, — „Sie mögen Recht haben, — aber mit dem ewigen Schweigen, dem ewigen Gehen im Dunkeln wird man kaum zur Klarheit kommen, und wenn man etwas Ordentliches machen will, muß man alle verschiedenen Meinungen hören und erwägen —"

„Hören und erwägen, — aber nicht hören

lassen," erwiederte Crelinger, indem er freundlich lächelnd die Hand des Staatsraths drückte.

Man hörte eine helle Glocke und unmittelbar darauf rief ein Diener den Kriegsrath Crelinger in das Kabinet des Staatskanzlers.

„Ich habe noch im Bureau zu thun," sagte der Staatsrath Scharnweber, indem er mit leichtem Gruß gegen die beiden Herren das Vorzimmer verließ; der Kriegsrath Crelinger trat durch die innere Thür in das Arbeitszimmer des dirigirenden Ministers, — Herr von Hippel setzte sich in einen der an der Wand des Vorzimmers umherstehenden Lehnstühle und versank in ernstes und tiefes Nachdenken.

Der Staatskanzler, Graf von Hardenberg, welcher im Jahre 1810 wieder an die Spitze des preußischen Ministeriums berufen und nach dem Rücktritt der Minister von Altenstein und Beyme, sowie endlich des Grafen Dohna die absolut und völlig unumschränkt leitende Kraft der Regierung des so schwer an seinen Wunden leidenden Staates geworden war, stand damals im einundsechzigsten Jahre seines Lebens. Aber seine zwar volle, doch kräftige, elastische und bewegliche Gestalt, die frische Farbe seines edlen und stolzen Gesichts, seine feurigen Augen, die bald listig und schalkhaft, bald

kühn herausfordernd, bald vornehm abwehrend und zuweilen wieder träumerisch sinnend blickten, ließen ihn jünger erscheinen als er war.

Er hatte sich von seinem mit großen aufgeschlagenen Aktenfaszikeln bedeckten Schreibtisch erhoben und trat dem Kriegsrath Crelinger mit freundlichem Gruß entgegen; herzlich seine Hand drückend, führte er ihn zu einem Sessel neben seinem Arbeitsplatz und sprach mit jener ihm eigenthümlichen, liebenswürdigen und verbindlichen Betonung:

„Ich bin begierig, zu erfahren, wie es Ihnen geht, mein lieber Crelinger, ich interessire mich lebhaft für Ihre Unternehmungen, die unter Umständen ja für das allgemeine Wohl wichtig werden und allgemeinen Bedürfnissen abhelfen können. Sie haben Ihre Magazine hoffentlich vollständig zu füllen Gelegenheit gehabt und würden, wenn in einzelnen Theilen des Landes Noth einträte, uns Hülfe zu leisten bereit sein?"

Der Kriegsrath Crelinger zog aus der Tasche seines Rockes mehrere große zusammengefaltete Bogen und sagte, indem er dieselben auseinander faltete und nacheinander dem Staatskanzler überreichte:

„Hier, Excellenz, ist die übersichtliche Zusammenstellung der Bestände der von mir in Schlesien und

in den Seestädten Elbing, Königsberg und Memel errichteten Proviantmagazine, — ich habe aufgekauft, was immer zu erlangen war, und ich hoffe, im Stande zu sein, das eintretende Bedürfniß in ziemlich weiter Ausdehnung decken zu können."

„Vortrefflich — vortrefflich," sagte der Staatskanzler, indem er die in Tabellenform mit Zahlen beschriebenen Bogen durchflog und die am Ende derselben verzeichneten Zahlensummen mit leiser Lippenbewegung las, — „das würde ja," fügte er hinzu, dem Kriegsrath die Papiere zurückreichend, — „für die Verpflegung von Armeekorps genügen — um wie viel mehr für die Hülfeleistung an etwa nothleidende Provinzen! Es ist billig," fuhr er dann fort, indem sein Blick scharf und durchdringend auf den Kriegsrath sich heftete, — „daß ein so gemeinnütziges Unternehmen wie das Ihrige, von welchem der Staat unter Umständen Vortheil ziehen kann, nicht Ihnen allein zur Last falle, — es muß Ihnen Hülfe geleistet werden —"

„Ich habe in der Voraussetzung solcher Hülfe," sagte der Kriegsrath ruhig, „eine Zusammenstellung der für die gemachten Ankäufe stipulirten Summen aufgestellt, zu deren Zahlung ich verpflichtet bin."

Er überreichte dem Grafen noch einen Bogen

mit Zahlenzusammenstellungen und kurzen erläuternden Notizen.

Der Staatskanzler durchflog mit seinem klaren, scharfen Blick den Inhalt, — ergriff dann eine Feder und schrieb einige Zeilen auf ein Blatt Papier, das er dem Kriegsrath reichte.

„Die Generalstaatskasse," sagte er mit gedämpfter Stimme, „wird diese Anweisung honoriren, — der Rendant ist vollkommen zuverlässig, — es wird gut sein, wenn Sie ihn allein treffen."

Der Kriegsrath Crelinger verbeugte sich schweigend, nahm die von dem Staatskanzler geschriebene Anweisung und stand auf.

„Darf ich Eurer Excellenz noch eine Bemerkung machen?" fragte er.

„Alles, was Sie mir sagen, ist für mich von Interesse," erwiederte der Staatskanzler mit verbindlicher Höflichkeit und zugleich mit dem Ausdruck wahrer Aufrichtigkeit.

Er stützte seine weißen, wohlgepflegten Hände auf die beiden Lehnen seines Sessels und blickte den Kriegsrath erwartungsvoll an.

„Ich habe," erwiederte dieser, indem er sein ruhiges Auge fest auf den Minister richtete, „soeben in Eurer Excellenz Vorzimmer von dem Staatsrath

Scharnweber so ausführliche und so offenherzige Gedanken über die neuen Agrargesetze und — ihre Motive gehört," fügte er mit scharfer Betonung hinzu, — „daß ich Eure Excellenz bitten möchte, Ihren Vertrauten ein wenig mehr Vorsicht zu empfehlen. Die Existenz und die Zukunft Preußens," sagte er mit einem schmerzlichen Zucken der Mundwinkel, „hängt an einem seidenen Faden, — ein unbedachtes — wenn auch noch so wenig übel gemeintes Wort kann Alles gefährden."

Der Staatskanzler stand schnell auf und drückte lebhaft mit seinen beiden Händen die Hand des Kriegsraths Crelinger, indem er ihn mit einem tiefen Blick des Verständnisses ansah.

„Der gute Scharnweber," sagte er dann, „er hat so vortreffliche Ideen, er hat einen gewissen Instinkt für die Verwaltung und Gesetzgebung, er weiß alle leitenden Prinzipien so unübertrefflich in richtige Form zu bringen, — aber er lebt in Idealen, er hat nur den Zweck vor Augen, der sein Denken — und auch seine Phantasie ganz erfüllt und darum kann er es nicht lassen, von dem zu sprechen, was in seinem so lebhaften Geist arbeitet, — leider ist der Inhalt der Gesetze schon vorher bekannt geworden — das kann zu großen Verwirrungen

führen, da so viele tief im Volksleben wurzelnde Verhältnisse dadurch einschneidend berührt werden."

Er seufzte tief auf.

„Und doch," fuhr er fort, „ist schweigendes Handeln in dieser Zeit die unerläßliche Bedingung alles Erfolgs, — deßhalb," sagte er in warmem Ton, indem er nochmals die Hand des Kriegsraths drückte, „weiß ich die Männer so hoch zu schätzen, die zu schweigen und zu handeln wissen und mit denen ich mich durch einen Blick, durch einen Wink verstehe. Ich danke Ihnen für Ihre Warnung, — ich werde sie berücksichtigen."

Der Kriegsrath Crelinger verneigte sich ernst und ruhig wie immer und zog sich nach der Thüre des Vorzimmers zurück.

Der Staatskanzler folgte ihm und rief selbst den Herrn von Hippel in sein Kabinet, der sich schnell aus seinem Lehnstuhl erhob, in welchem er noch immer sinnend und gedankenvoll gesessen hatte.

„Nun," sagte der Staatskanzler lächelnd, „haben Sie auch das Gespräch angehört, das Crelinger mit Scharnweber geführt, der so freigebig mit der Mittheilung der Ideen ist, die ihn so ganz beschäftigen, daß ich mich wirklich wundern würde, wenn die französische Polizei nicht längst ihre Aufmerk-

samkeit darauf gerichtet hätte; — diese Polizei, die überall ist, die in die tiefste Verborgenheit dringt und vor der ich hier in meinem Kabinet nicht sicher bin. Ich möchte mir angewöhnen, gar nicht mehr zu sprechen — ich traue Niemanden mehr, keinem Diener, keinem Kopisten, ich weiß nicht, ob in meinem Schreibtisch nicht ein Hörrohr sich befindet, das nach dem französischen Gesandtschaftshôtel und nach Paris führt, — ja," fügte er lächelnd, aber mit wehmüthig traurigem Tone hinzu, „ich weiß nicht, ob Sie selbst nicht in der Tasche Ihres Rockes einen Agenten jener Polizei verbergen, die ich für fähig halte, wie das infernalische Geschlecht des Asmodeus jede Gestalt anzunehmen.

„Es wird Sie interessiren," fuhr er fort, ohne Herrn von Hippel's Antwort abzuwarten, „daß soeben das Edikt erlassen ist, welches auf dem platten Lande eine Personensteuer einführt; — die Mahl- und Schlachtsteuer hat namentlich in den Ostprovinzen, wo noch die Handmühlen in den Häusern heimisch sind, so viel Unzufriedenheit erregt — bei der Personensteuer wird man mehr Rücksicht auf die Verhältnisse der Einzelnen nehmen können. — Ich glaube Ihnen einen Aufsatz verdanken zu müssen," sagte er mit gedämpfter Stimme, fast in

das Ohr des Herrn von Hippel sprechend, „der mich in hohem Grade interessirt und belehrt hat.“

Herr von Hippel verneigte sich und erwiederte:

„Ich kann mich allerdings von dem Gedanken nicht los machen, Excellenz, daß die an sich so richtigen Grundsätze der völligen Gewerbefreiheit, der überall gleichen Besteuerung in einem Lande, das aus so vielen Wunden blutet, wie unser armes Preußen, nicht durchgeführt werden können und ich freue mich, daß dieser Gedanke auch bei Eurer Excellenz Eingang findet.

„In demselben Sinne,“ fuhr er ein wenig zögernd fort, als scheue er sich auszusprechen, was ihn bewegte, „möchte ich auch um die Erlaubniß bitten, einem Bedenken Worte geben zu dürfen, das ich in Betreff der neuen, von Eurer Excellenz vorbereiteten Agrargesetze nicht zu unterdrücken vermag.“

„Auch Sie?“ fragte der Staatskanzler betroffen, „doch sprechen Sie, — Sie wissen, welchen Werth ich auf Ihre Meinung lege.“

Er setzte sich in den Stuhl vor seinem Schreibtisch, während Herr von Hippel vor ihm stehen blieb und mit einer gewissen verlegenen Befangenheit sprach:

„Eure Excellenz werden nicht daran zweifeln,

daß ich im vollsten Maße die Nothwendigkeit erkenne, die gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse nach den wirthschaftlichen und politischen Grundsätzen, welche die Welt durchdringen und mehr und mehr alle Geister erfüllen, neu zu gestalten, so daß mehr und mehr das Prinzip der besitzlosen Arbeit verschwinde, welches bei der fortschreitenden Aufklärung dem festen Gefüge der Gesellschaft gefährlich werden muß."

Der Staatskanzler neigte das Haupt, als wolle er ausdrücken, daß Herr von Hippel vollkommen richtig seinen leitenden Gedanken erfaßt habe.

„Nun aber, Excellenz," fuhr dieser fort, „ist die Umgestaltung solcher Verhältnisse, welche die innersten Lebensbedingungen der Gesellschaft und der Staatsordnung berühren, mit Nothwendigkeit von Kämpfen und Erschütterungen begleitet, welche von gefährlichen Folgen sein können, — es müssen Rechte von der einen Seite geopfert, — es müssen von der andern Seite überspannte Ansprüche beschränkt werden, — und da — sollte ich meinen, Excellenz, müßte eine derartige Reform um so vorsichtiger geprüft, um so langsamer vorbereitet werden, wenn sie an einem kranken Staatskörper vorgenommen werden soll, — denn für unser Preußen

kann jede Erschütterung verderblich und verhängnißvoll werden."

Graf Hardenberg blickte ihn ernst und durchdringend an.

„Vielleicht haben Sie Recht," sagte er, „vielleicht aber beruht die sichere Wirkung radikaler Heilmittel auch in der Schnelligkeit, mit der sie angewendet werden; — mit der plötzlich und rücksichtslos vollendeten Thatsache findet sich Jeder leichter ab, als mit einem langsam herankommenden Ereigniß, — Kommissionsberathungen mit Vertretern der betheiligten Kreise, — an die man hätte denken können, — würden vielleicht nur noch neue Schwierigkeiten, nur noch heftigern Widerspruch hervorgerufen haben —"

Er sah einige Augenblicke sinnend zu Boden.

Dann stand er rasch auf, trat dicht zu Herrn von Hippel heran und sprach schnell mit scharfer Betonung:

„Alle diese Erwägungen aber müssen sich der Nothwendigkeit unterordnen, — der Nothwendigkeit, welche jede Zeitverschwendung, auch die geringste, verbietet. Ueber alle Empfindungen, über alle anderen Interessen muß in diesem Augenblick die Liebe zum Vaterlande sich erheben und das ganze

Volk vereinen, das Vaterland aber kann nur dann ein wahrhaftes, über alles Andere sich erhebendes Heiligthum für das Volk sein, wenn es der Arbeit den rechten Lohn und die Möglichkeit Besitz zu erwerben bietet, — der Arbeiter, der für Fremde schafft, — der keinen Antheil hat am Genuß der Früchte seines Fleißes, — der nicht gewiß ist, daß seine Kinder einst ernten, wo er gesäet und gepflanzt, — der kann kein Herz voll Liebe haben für sein Vaterland, — der kann sich nicht erheben, sein Blut zu opfern für des Vaterlandes Vertheidigung, — der muß der internationalen Revolution verfallen!"

Er hielt schnell inne, als fürchte er, noch mehr von den Gedanken auszusprechen, die ihn bewegten.

„Eure Excellenz wissen," sagte Herr von Hippel, „wie sehr ich diese Anschauungen theile, — was ich vorher bemerken wollte, bezog sich nur darauf — ob nicht eine längere und tiefere Prüfung, eine Verständigung mit den Betheiligten —"

„Und wenn ich Ihnen sage," sagte der Staatskanzler lebhaft und ungeduldig, aber mit fast zum flüsternden Ton gedämpfter Stimme, „daß dazu

keine Zeit vorhanden ist, — keine Zeit, wiederhole ich, — daß die Nothwendigkeit mächtig vorwärts drängt, — werde ich dann," fuhr er traurig fort, „auch bei Ihnen kein Vertrauen finden, — werden Sie mich auch, wie so Viele, wie die Meisten für einen übereilten, leichtsinnigen Neuerer halten?"

Ein Blitz verständnißvoller Freude leuchtete in dem Auge des Herrn von Hippel auf.

„Vertrauen?" erwiederte er, „wer könnte mehr das Vertrauen in Anspruch nehmen, als Eure Excellenz in Ihrer so schweren Arbeit? — Ich spreche Nichts mehr und auch meine Gedanken sind verweht vor dem Wort, das Sie gesprochen und das mit lebensvoller Macht meine Seele durchdringt, — gebieten Sie über meine Kraft zum Handeln."

Der Staatskanzler blickte, immer noch sichtlich mit seinen Gedanken beschäftigt, in das freudig erregte Gesicht des treuen und verschwiegenen Mitarbeiters an seinem großen Werk.

Dann sprach er immer noch in demselben leisen und gedämpften Ton:

„Ich kann mich auf dem Wege, der klar vor mir liegt, weder aufhalten, noch vorwärts drängen lassen, — es gibt da eine Anzahl von jungen Feuerköpfen, die durch Gruner, der sich in seiner

Stellung als Polizeipräsident gegen die französische Spionage geschützt glaubt, mit Stein in Verbindung stehen; — ich weiß, daß sie in gährender Bewegung sind und daß sie darauf sinnen, die steigende Verstimmung zwischen Napoleon und Alexander zu einem tollkühnen übereilten Ausbruch zu benützen, — sie würden sich verderben und vielleicht Preußen zu Grunde richten. Ich bitte Sie, — gehen Sie zu Gruner, — ich kann und darf mit ihm nicht darüber sprechen, — sagen Sie ihm, — beschwören Sie ihn, jene Heißsporne zu warnen, — ich habe Alles vorbereitet, um sie arretiren zu lassen, — aber ich würde es lieber vermeiden, denn auch das würde wieder zu Mißverständnissen führen, die ich doch nicht aufklären kann und darf, — haben Sie Vertrauen zu mir, so suchen Sie auch bei Anderen Vertrauen — und Geduld zu schaffen."

„Ich eile, Excellenz," rief Herr von Hippel, „mein Gott, wie schwer ist es doch, zwischen solchen Klippen das Steuer zu führen, und wie viel gefährlicher als die Feinde sind oft die verblendeten Freunde."

Er zog sich zurück, während der Staatskanzler, den Finger auf die Lippen legend, ihm mit leichtem Kopfnicken seinen Abschiedsgruß zuwinkte.

„Ja, wie schwer ist es," sagte er seufzend, als Herr von Hippel hinausgegangen war, „wie schwer, für die schweigende That das Vertrauen der Guten zu gewinnen! Und doch muß ich schweigend meinen Weg gehen, Niemand kann ich hineinblicken lassen in den innersten Zusammenhang meiner Gedanken und Pläne; — er könnte davon träumen und im Schlafe reden; — ich muß warten, ob sie mich errathen, und selbst das muß ich fast fürchten, — denn wenn mich die Freunde errathen, so könnten auch die Feinde mich durchschauen und Alles wäre verloren. — So muß ich denn weiter gehen, einsam und beladen mit dem Mißtrauen so Vieler, die zu den Besten des Volkes gehören — wie dieser Graf Finkenstein," er warf einen Blick auf einen Bogen, der auf seinem Schreibtisch lag, „dem ich für diese Stunde Audienz gegeben und der kommen wird, um von mir Erklärungen zu fordern, die ich ihm nicht geben kann.

„Und selbst Er," sprach er, traurig das Haupt senkend, „Er, der Einzige, vor dem ich mein Herz öffnen kann, Er, mein König, der edle, schwergeprüfte Herr, selbst Er ist nicht ganz frei von jenem Mißtrauen, das mich überall umgibt, — es muß so Manches fallen und verändert werden, das Ihn

lieb und ehrwürdig ist, — er empfindet das peinlich und sein fester Geist hat seit der Königin Tode fast die Hoffnung verlernt. Wenn meine Arbeit nicht zum Ziel führt, so werde ich dastehen vor den Geschlechtern der Zukunft, beladen mit dem Fluche des unverantwortlichen zerstörenden Leichtsinns!

„Nun wohl," sagte er, indem eine ruhige, stolze Heiterkeit sein edles Gesicht erleuchtete, „so mag es drum sein, ich will den Vorwurf des Leichtsinns auf mich nehmen, — mag Gott nur mir den leichten Sinn erhalten, der aus dem Bewußtsein sich erhebt, die Pflicht erfüllt zu haben, so weit die Kräfte reichen für den König und das Vaterland!"

Er bewegte schnell die Glocke auf seinem Schreibtisch.

„Ist der Graf Finkenstein da?" fragte er den alten Kammerdiener, der noch gepuderte Seitenlocken trug.

„Zu Befehl, Excellenz, — doch ist soeben auch der Graf von St. Marsan gekommen und wünscht Eure Excellenz zu sprechen."

Das Gesicht des Staatskanzlers verfinsterte sich — eine gewisse unruhige Besorgniß erschien auf seinen Zügen.

„Bitten Sie den Grafen Finkenstein, einen

Augenblick zu warten, und führen Sie den Grafen St. Marsan hieher."

Er warf einen Blick auf seinen Schreibtisch, steckte einige auf demselben liegende Briefe in ein offenstehendes Schubfach und trat dem in der Thür erscheinenden Gesandten des Kaisers Napoleon entgegen.

Seine ganze Haltung und der Ausdruck seiner Gesichtszüge hatte sich wie mit einem Zauberschlage verändert. Fröhliche, lebensfrische Sorglosigkeit strahlte aus seinen Blicken, ein heiteres Lächeln lag auf seinen Lippen, mit offener Herzlichkeit reichte er dem Grafen von St. Marsan die Hand.

Dieser, ein würdiger Vertreter des alten vornehmen französischen Adels, vereinigte in seiner noch jugendlichen Erscheinung die Leichtigkeit und Anmuth des hochgebildeten Hof- und Weltmanns mit der ruhigen, beobachtenden Zurückhaltung des Diplomaten. Er erwiederte die Begrüßung des Grafen Hardenberg mit gleich freundschaftlicher Herzlichkeit, doch lag eine leichte Wolke auf seiner Stirn, welche dem scharfen Blick des Staatskanzlers nicht entgehen konnte, obgleich er sie nicht zu bemerken schien und mit heiterem Ton sagte:

„Ich freue mich, daß Sie kommen, lieber Graf, ich bin so mit peinlichen und widerwärtigen

Geschäften überhäuft, daß ich wirklich der Erfrischung einer freundlichen Plauderei bedarf."

Er deutete nach den auf seinem Schreibtisch aufgeschlagenen Aktenheften hin und führte den Gesandten zu einem kleinen Lehnstuhl in der Ecke des Kabinets, während er selbst in einem Divan daneben Platz nahm.

Der Graf von St. Marsan erwiederte ernst und ein wenig befangen:

„Sie wissen, mein lieber Graf, — wie sehr ich die Schwierigkeiten Ihrer umfassenden Arbeiten erkenne und wie sehr ich die Leichtigkeit bewundere, mit der Sie dieselben überwinden, — aber," fuhr er fort, „heute bin ich nicht gekommen, um Ihnen in freundschaftlicher Plauderei Zerstreuung zu bringen und —" fügte er mit artiger Verbeugung hinzu, „den heitern, geistvollen Weltmann in Ihnen ebenso zu bewundern, als den Staatsmann — ich habe heute Ernstes mit Ihnen zu sprechen."

Graf Hardenberg seufzte, — dann sagte er mit zuvorkommendem Eifer: „Es ist doch Nichts geschehen, was Unzufriedenheit in Paris erregen könnte, — Sie wissen, mit welcher Sorgfalt ich in jeder Richtung die Zufriedenheit des Kaisers zu erwerben und zu erhalten bestrebt bin."

„Nein," erwiederte der Graf von St. Marsan, „das ist es nicht, — nicht von der Gegenwart will ich mit Ihnen sprechen, sondern von der Zukunft — von einer möglicherweise nahen Zukunft —"

Der Staatskanzler blickte ganz erstaunt auf, als verstehe er den Sinn der gehörten Worte nicht.

„Es ist Ihnen nicht entgangen," fuhr der Graf St. Marsan fort, „daß der Kaiser, mein allergnädigster Herr, immer mehr und mehr Ursache hat, sich über die Haltung Rußlands zu beklagen. Die Interessen Frankreichs werden durch den russischen Handelsverkehr mit England auf das Tiefste verletzt, — die Feinde Frankreichs und des Kaisers finden freundliche und schmeichelhafte Aufnahme in Petersburg —"

„Mein Gott," sagte Graf Hardenberg achselzuckend, „der Kaiser Alexander ist eine großmüthige Natur, — das Gefühl des Mitleids für die Leidenden und Verfolgten reißt ihn hin, — und in den Beziehungen zu England ist er trotz seiner Selbstherrschaft doch oft von den Nothwendigkeiten der materiellen Bedürfnisse seines Reiches abhängig, — indeß Sie kennen ja seine glühende persönliche Verehrung für Ihren Kaiser."

„Wir müssen irre an derselben werden," er-

wiederte der Graf von St. Marsan, „da alle Handlungen seiner Regierung seinen Versicherungen widersprechen — und der Kaiser beginnt, dieß zweideutige und unklare Verhältniß zu Rußland sehr ernst aufzufassen."

Der Staatskanzler sah den Grafen mit dem Ausdruck eines plötzlichen Schreckens an.

„Wie," rief er, „so bedenklich stünde es in Europa, während ich mich hier in die Arbeiten innerer Reformen versenkt habe; — ich verstehe," fuhr er fort, den Grafen scharf anblickend, „der Kaiser glaubt, daß die gegenseitige gereizte Spannung vielleicht durch die vorsichtige und freundschaftliche Intervention des Königs beseitigt werden könnte, — ich würde glücklich sein, wenn das gelingen möchte und der König wird gewiß auf meinen Vorschlag geneigt sein, seine bons offices eintreten zu lassen, — indeß — Sie wissen es so gut wie ich — auch in unseren Beziehungen zum Petersburger Hof sind Trübungen entstanden, die —"

Der Graf von St. Marsan unterbrach durch eine leichte, artige Handbewegung die rasche und lebhafte Rede des Staatskanzlers.

„Ich glaube kaum," sagte er ernst, „daß der Kaiser noch auf eine ausgleichende Verständigung

mit Rußland hofft, — so sehr er dieselbe gewiß wünscht — daher würden auch die bons offices Seiner Majestät des Königs kaum den gewünschten Erfolg haben können, — und ohne die Aussicht auf einen solchen dürften sie weder wünschenswerth, noch der Würde des Königs angemessen erscheinen."

Der Staatskanzler sprang wie von einem jähen Schreck erfaßt auf, — langsam und ruhig erhob sich der Graf von St. Marsan.

„Wäre es möglich," rief Graf Hardenberg, „so weit wäre es gekommen, — ein neuer, ein so furchtbarer Kampf sollte Europa erschüttern?"

„Leider," erwiederte der Graf von St. Marsan, „halte ich eine solche Wendung kaum für vermeidlich, — so sehr ich sie bedaure, — und Sie werden begreifen, daß dem Kaiser, meinem Herrn, bei der Voraussicht dieser Möglichkeit, welche bei dem Eigensinn Rußlands fast Wahrscheinlichkeit ist, vor Allem daran liegen muß, sichere Garantieen zu gewinnen in Betreff der Haltung Preußens in einem Konflikt, der es geographisch so unmittelbar berührt."

„Könnte darüber ein Zweifel bestehen?" fragte Graf Hardenberg mit wehmüthigem Ton, „kann

Preußen handeln, ohne sich auf Frankreich zu stützen? — würde es wagen können, nach den blutigen und schmerzlichen Lehren, die es empfangen, seine so schwer erschütterte Existenz auf das Spiel zu setzen? — Und glauben Sie, daß ich, der ich den Kaiser so hoch verehre und bewundere, jemals den Rath geben könnte, mein gebrochenes, ohnmächtiges Vaterland dem Helden des Jahrhunderts in seinem Siegeslauf entgegenzustellen? Ich hoffe," sagte er, die Hand des Gesandten drückend, „daß Sie bei Ihrem Kaiser stets der Dolmetscher dieser meiner Gefühle und Gesinnungen gewesen sind."

„Gewiß, Herr Graf," erwiederte der Graf von St. Marsan, „ich zweifle weder an Ihrer Einsicht noch an Ihrem Willen, — indeß es besteht, wie Ihnen bekannt sein muß, eine andere Gesinnung in vielen Elementen des preußischen Volkes, — welche in mehr oder weniger unmittelbarer Beziehung zu den Emigrantenkreisen in St. Petersburg stehen — wäre es nicht denkbar," fügte er forschenden Blickes hinzu, „daß diese Elemente neben Ihnen, — oder vielleicht über Sie hin einen Weg zum Könige fänden, daß sie in einer auf Rußland gestützten Erhebung das Mittel zur Wiederherstellung der alten Macht der Monarchie

Friedrich's des Großen erblicken möchten, dieser Monarchie, welche ich bewundere, welche zur Alliirten Frankreichs bestimmt war und welche nur in dem innigen Anschluß an den Kaiser ihre vollständige Wiederaufrichtung finden kann und, — wie ich hoffe und wünsche, finden wird."

Graf Hardenberg schien tief über die Worte des Gesandten nachzudenken.

„Sie fürchten," sagte er, „daß eine andere Hand, als die meine, die Gedanken einzelner unruhiger Köpfe, denen ich keine Bedeutung beilegte, zur That machen könnte, wenn der Konflikt mit Rußland, an den ich noch immer nicht glauben mag, wirklich ausbrechen sollte?"

„Ich fürchte es," erwiederte der Graf von St. Marsan, „und" — sagte er mit stolzem Tone, „ich fürchte es weniger wahrlich für Frankreich, als für Preußen, das ich liebe, und für Ihren König, den ich verehre, — denn in solchem Falle würde der Kaiser, mein Herr, keine Rücksicht kennen und der Untergang Preußens würde besiegelt sein."

„Und Sie sind befugt," fragte der Staatskanzler, „mir dieß als Gesandter Frankreichs zu sagen?"

„Ich bin es," erwiederte der Graf von St. Marsan, „und ich füge als Freund die

dringende Bitte hinzu, meinem Worte Beachtung zu schenken."

„Und wenn Sie fürchten," fragte Graf Hardenberg, „daß die preußische Politik über mich hinweg einen so verhängnißvollen Weg nehmen könnte, — welche Garantieen kann ich Ihnen — kann ich dem Kaiser bieten?"

„Die einfachste, sicherste und leichteste Garantie," erwiederte der Graf von St. Marsan, „würde darin liegen, daß Seine Majestät sogleich in Verhandlungen über einen Allianztraktat einträte für den vorhererwähnten Fall des Konflikts, den ich gewiß eben so sehr, als Sie, zu vermeiden wünsche —"

„Ganz richtig," sagte der Staatskanzler, „und die Bedingungen?"

„Durchmarsch und Verpflegung der französischen Armee," erwiederte der Graf St. Marsan, „und ein Hülfskorps von zwanzigtausend Mann."

Ein eigenthümliches Zittern flog über das Gesicht Hardenberg's, doch blieb er vollkommen unbeweglich, nur senkte er das Haupt und bedeckte seine Augen mit der Hand, als sänne er über die Mittheilung dieser Allianzbedingungen nach, durch welche dem ausgesogenen und verarmten Lande die Verpflegung von mehr als einer halben Million

Soldaten und den dazu gehörigen Pferden auferlegt werden sollte.

„Das Hülfskorps wäre leicht bereit zu stellen," sagte er nach einigen Augenblicken, „der Durchzug verstände sich damit wohl von selbst, — die Verpflegung möchte einige Schwierigkeiten haben, — unsere Hülfsquellen sind erschöpft —"

„Es würden sich später die Mittel zu reichem Ersatz finden," sagte der Graf von St. Marsan, „doch," fuhr er fort, „bin ich nicht beauftragt und bevollmächtigt zu diskutiren, — ich habe nur zunächst ganz vertraulich den Besorgnissen des Kaisers Ausdruck geben und zugleich das Mittel bezeichnen wollen, durch welches diese Besorgnisse auf das Schnellste und Einfachste zerstreut werden können. Wenn Seine Majestät die Verhandlungen aufzunehmen befiehlt, so wird sich Gelegenheit finden, die Bedingungen zu diskutiren."

„Und," sagte der Staatskanzler, indem sich sein Blick wie von einer freudigen Hoffnung belebte, „wenn Preußen so den thatsächlichen Beweis von seiner Freundschaft für den Kaiser und Frankreich gibt, — so wird im Falle des Sieges der Kaiser seinem Alliirten auch die thatsächliche Anerkennung nicht versagen?"

„Des Kaisers großmüthige Dankbarkeit gegen seine Freunde und Bundesgenossen," sprach der Graf von St. Marsan, „ist ebenso bekannt und bewährt, als seine nachsichtslose Strenge gegen seine Feinde. — Mir scheint," fuhr er mit Betonung fort, „daß es Preußen vorbehalten sei, die Rolle zu übernehmen, welche einst die Aufgabe des Königreichs Polen war, eine trennende und zugleich schützende starke Macht zwischen Frankreich und Rußland, — zwischen Asien und Europa zu bilden, eine Aufgabe, welche das zerklüftete Polen niemals erfüllt hat, welche aber die wiederaufstehende Monarchie des großen Friedrich mit sicherem Erfolg durchführen und damit eine neue, hochwichtige europäische Bedeutung gewinnen würde. Ich glaube, daß diese Idee auch vom Kaiser erfaßt und durchgeführt werden möchte, wenn er das volle und unbedingte Vertrauen zu der Freundschaft Preußens gewinnen könnte, wozu eine feste und treue Allianz in einem großen Konflikt das beste und sicherste Mittel wäre."

Wie von Begeisterung erfaßt, ergriff Hardenberg die Hand des Gesandten.

„Ich verstehe," rief er, „ich verstehe den großen Gedanken, dessen Licht Sie blendend vor mir auf-

gehen lassen, — ich sehe ein Ziel vor mir, das der besten Kraft eines Staatsmannes würdig ist, — ich werde Alles aufbieten, es zu erreichen."

„Und Sie werden," sagte der Graf von St. Marsan, „nicht nur des Kaisers höchste Anerkennung erwerben, sondern auch Ihrem Könige den größten Dienst leisten und Preußen eine neue edle Bestimmung geben."

„Ich hoffte bei Ihrem Besuch eine Stunde freundlicher Plauderei," erwiederte der Staatskanzler, „ich habe mehr gefunden — ein großer, herrlicher Blick in die Zukunft hat sich mir geöffnet, der mir Muth gibt, die kleinen Kämpfe der Gegenwart zu überwinden. — Ich habe es unternommen," fuhr er in fast gleichgültigem Ton fort, „die Verhältnisse der Bauern und Gutsherren auf dem Lande nach den freien, großen und heilsamen Grundsätzen zu reformiren, welche der Kaiser in Frankreich sanktionirt hat und welche auch in dem Königreich Westphalen bereits praktisch eingeführt sind, — ein Theil unseres Adels stemmt sich diesen Reformen entgegen und ich stehe in diesem Augenblick im Begriff," sagte er seufzend, „einen dieser Herren zu empfangen, der mir die Verderblichkeit meines Beginnens auseinander-

setzen will, — Sie müssen ihn im Vorzimmer gesehen haben."

„Ich erinnere mich," erwiederte der Graf von St. Marsan, „dort einen Gruß mit einem Herrn gewechselt zu haben, — nun," fuhr er fort, „lassen Sie sich nicht abschrecken, — wir haben in Frankreich von des Adels alten Rechten Mehr und Größeres geopfert, — und ich glaube, daß wir Nichts dabei verloren haben, wenn wir nur die Zeit richtig zu erfassen verstehen. Lassen Sie sich den freudigen Muth nicht beugen durch die kleinen Kämpfe, — es gilt für Sie, ein großes Ziel zu erreichen, und Niemand wird sich mehr freuen, Sie dort anlangen zu sehen, als ich."

„Seien Sie überzeugt, daß Alles dazu geschehen wird, was meine Kraft und mein Willen vermag," sagte Graf Hardenberg, indem er sich mit herzlichem Händedruck von dem Gesandten verabschiedete und denselben bis zur Thür des Kabinets begleitete.

„Es ist keine Zeit zu verlieren," sagte er dann, schnell zu seinem Schreibtisch zurückkehrend und heftig die Glocke bewegend.

„Der Graf von Finkenstein," befahl er dem Kammerdiener.

„Der Herr Graf hat noch einen Herrn bei sich, den er bittet mit einführen zu dürfen."

„Gut," sagte der Staatskanzler etwas betroffen, „führen Sie die Herren ein, — der große Weltsturm sendet seine Vorboten herauf," sprach er leise, „fest muß ich das Steuer in der Hand halten und ich darf meinen Kurs weder stören, noch selbst diskutiren lassen."

Der Graf von Finkenstein auf Madlitz trat durch die von dem Kammerdiener geöffnete Thür. Er war eine hochvornehme Erscheinung von etwa fünfzig Jahren, mit strengen, ruhigen Zügen, welche von zurückgehaltener Leidenschaft zeugten, gemessen in seinen Bewegungen, — ihm folgte ein kleinerer und jüngerer Mann in der preußischen Majorsuniform, dessen Gesichtszüge und lebhafte Augen mehr bewegliche und unruhige Erregbarkeit ausdrückten.

Beide Herren begrüßten den Staatskanzler mit tiefen Verbeugungen voll kalter, zurückhaltender Höflichkeit.

Graf Hardenberg schien dieß nicht zu bemerken, sondern erwiederte den Gruß mit offener, freundlicher Herzlichkeit, — er bezeichnete den Herren zwei Sessel, auf denen sie, immer mit derselben

feierlichen Kälte, Platz nahmen, und sprach mit leichtem heiterem Ton:

„Sie haben mich zu sprechen gewünscht, Herr Graf, und ich freue mich, Gelegenheit zur Erneuerung unserer frühern Bekanntschaft zu haben, — ich bitte Sie, die kleine Verzögerung zu entschuldigen, ein diplomatischer Besuch hielt mich ab."

Er richtete den Blick fragend auf den Begleiter des Grafen.

„Der Major von der Marwitz auf Fredersdorff," sagte Graf Finkenstein, „der mit mir die gleichen Interessen und die gleichen Besorgnisse hat, — ich habe ihn gebeten, mich zu begleiten, um Eure Excellenz das Wort eines treuen, dem Könige tief ergebenen Mannes außer dem meinigen vernehmen zu lassen."

Der Staatskanzler verneigte sich artig gegen den Major von der Marwitz.

„Und worin kann ich den Herren dienen?" fragte er in verbindlichem Ton, aber mit größerer Gemessenheit, als vorher.

„Wir kommen zu Eurer Excellenz," sprach der Graf von Finkenstein, „um eine ernste Frage — und eine mahnende Bitte an Sie zu richten."

„Ich bin gewohnt," erwiederte der Staats-

kanzler stolz, „auf jede Frage eine offene Antwort zu geben, und stets bereit, allen Wünschen, — namentlich den Ihrigen, Herr Graf, — soweit es irgend möglich ist, entgegenzukommen."

„Es ist kein persönlicher Wunsch, der mich hieher führt," sagte Graf Finkenstein, „sondern das Lebensinteresse des grundbesitzenden Adels, welcher die feste Stütze der preußischen Monarchie bildet."

Graf Hardenberg legte sich in seinen Stuhl zurück, — ein leiser Seufzer stieg aus seiner Brust empor.

„Sprechen Sie, Herr Graf," sagte er kurz.

„Der Grundbesitz hat viel gelitten," fuhr Graf Finkenstein fort, „durch die Gewerbefreiheit, die Einführung der Konsumtionssteuern, die Aufhebung des Vorspanns, — auch die Säkularisation der geistlichen und namentlich der Stiftsgüter hat nachtheilig auf unsere Verhältnisse zurückgewirkt, — ebenso ist das feste und berechtigte Gewerbe der großen Städte in seinem Besitzstande erschüttert —"

„Alle nothwendigen Reformen lange bestandener Verhältnisse," fiel der Staatskanzler ein, „erzeugen vorübergehende Uebelstände und Nachtheile, welche aber bald in der größern und freiern Entwick-

lung des allgemeinen Wohlstandes ihre Remedur finden."

„Doch," fiel der Major von der Marwitz lebhaft ein, „darf es wohl zweifelhaft erscheinen, ob zu solchen tief eingreifenden und erschütternden Reformen der Augenblick der richtige sei, in welchem jetzt bei uns der ganze Staatskörper wund und krank ist, — die Wiedererstarkung Preußens kann nur aus der Erhaltung und Stärkung des Bestandenen und Bewährten hervorgehen, nicht aus der übereilten Einführung revolutionärer französischer Grundsätze, welche Gift in dem Staate Friedrich's des Großen sind."

„Bewährt?" fragte Graf Hardenberg vollkommen ruhig, während nur in seinem schnell auf den Sprechenden sich richtenden Blick ein leichter Unmuth aufblitzte, „nun, die alten Institutionen haben sich bei Jena und während des tiefen Falles, der diesem Unglückstage folgte, nicht eben bewährt, und der Staat Friedrich's des Großen, dieses freien, hellen und kühnen Geistes, kann unmöglich die chinesische Stagnation zu seinem Vorbilde wählen."

„Lassen Sie uns nicht Geschehenes erörtern," sagte Graf Finkenstein, indem er leicht die Hand gegen den Major von der Marwitz erhob, „wir

sind gekommen, um über Künftiges zu sprechen. Es gehen Gerüchte durch das Land, Excellenz," fuhr er fort, „nach welchem jene so schnell eingeführten Neuerungen, über deren Nothwendigkeit, über deren Nutzen oder Schaden die Zeit entscheiden wird, nun ihre Krönung finden sollen in einer völlig neuen Gestaltung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse, in einer völligen Befreiung des bäuerlichen Besitzes, welche dem Grundgedanken der französischen Revolution, der Emanzipation des dritten Standes entspricht, — wir sind gekommen, um Eure Excellenz offen und frei zu fragen: sind diese Gerüchte, welche alle unsere Standesgenossen mit Besorgniß erfüllen und bereits an verschiedenen Orten unruhige Bewegungen und Auflehnungen unter den Bauern hervorrufen, begründet? — liegt es wirklich in der Absicht der Regierung, in die Verhältnisse, auf welchen die gesunde Entwickelung der Landwirthschaft und des Grundbesitzes beruht, ändernd — zerstörend einzugreifen?"

„Zerstörend? — nein!" erwiederte Graf Hardenberg, „ändernd — ja — denn eine Aenderung ist nothwendig, um dem vorwärts drängenden Geiste des Volkes einen Spielraum in freier Arbeit zu

öffnen, um durch die freie Arbeit dem Volk eine freudige Liebe für den Boden des Vaterlandes zu geben, den es bis jetzt als den starren Felsen betrachtete, an den es mit lähmenden Fesseln geschmiedet war."

„So ist es also wahr!" rief Herr von der Marwitz in aufwallender Heftigkeit, „nehmen Sie dem Volke die nothwendigen, die heilsamen Fesseln und Sie werden bald die unheilvollen Folgen sehen, welche in Frankreich den Staat und die Monarchie zerstört haben und endlich die eiserne Zuchtruthe in der Hand Napoleon's zu einer Nothwendigkeit machten."

„Wir wollen keine Theorieen erörtern," sagte Graf Finkenstein kalt und ruhig, „wenn Eure Excellenz," fuhr er fort, „wie Sie uns zu sagen die Güte hatten, die Fesseln des Volkes lösen wollen, so darf ich mir erlauben, darauf aufmerksam zu machen, daß solche Maßregeln in den Verhältnissen des Grundbesitzes sich nicht durchführen lassen, ohne wohlerworbene Rechte zu verletzen und zu zerstören, Rechte, die für die schon so schwer gedrückten Grundeigenthümer den Werth materiellen Besitzes haben, — sind solche Rechte nicht der Achtung, des Schutzes der königlichen Regierung

werth, — deren Recht doch auf demselben Fundament steht?"

„Unhaltbares halten zu wollen," erwiederte der Staatskanzler, „läßt Alles verlieren — wie uns das Beispiel Frankreichs zeigt —"

„— wo dem sogenannten Volke so lange Recht auf Recht geopfert wurde," rief der Major von Marwitz mit glühenden Blicken, „bis es endlich das letzte Recht vernichtete, — das Recht des von allen seinen Stützen losgelösten Königthums."

Der Staatskanzler schien diese Worte nicht zu hören und fuhr, zum Grafen Finkenstein gewendet, ruhig fort:

„Der Bauernstand ist heute der Feind des Adels, für den er zum großen Theil unmuthig und widerwillig arbeitet, ohne dem Adel selbst wahren Vortheil dadurch zu bringen. — Sobald der Bauernstand Theil am freien Besitz des Bodens gewinnen kann, sobald er in freier Arbeit Eigenthum und Erbe den Seinen schafft, wird er des Adels treuer Verbündeter werden — in inniger Interessengemeinschaft werden Beide sich vereinigen zu reicherer Produktion, und wahrlich, der Boden unserer vaterländischen Erde ist reich genug, um einen reichen und freien Bauernstand neben dem

großen Grundbesitz zu ernähren. Die erzwungenen Dienste haben Beide getrennt zu ihrem eigenen Schaden, zum Schaden des Landes, — die freie Arbeit wird sie verbinden und aus ihrem wachsenden Reichthum wird die Kraft und Blüte des Landes sich neu entwickeln.

„Dieß, meine Herrn," sprach er weiter, während Graf Finkenstein finster zu Boden blickte und Herr von der Marwitz sich ungeduldig hin und her bewegte, „dieß sind die Grundsätze, welche für mich nach ernster Ueberlegung in der von Ihnen angeregten Frage maßgebend sind — sie sind übrigens nicht neu in Preußen. Herr von der Marwitz," fuhr er fort, „hat sich auf den Geist des großen Königs berufen; nun — es liegen mir Mémoires vor, welche schon zu seiner Zeit, im Jahre 1781, gedruckt wurden —"

Er nahm ein gedrucktes Heft, welches aufgeschlagen auf seinem Schreibtisch lag und las darin blätternd:

„‚Ueber die Abschaffung des Frohndienstes — über den Nutzen, alle Güter und Besitzungen auf Eigenthum zu stellen und die Laßgüter abzuschaffen, — über die Schädlichkeit des Vorspanns und die Nothwendigkeit der Abstellung derselben.'

„Das, meine Herren," fuhr er fort, „sind Ge-

danken, die zur Zeit des großen Königs erörtert und von ihm gebilligt wurden, — und hätte er Zeit zu ihrer Ausführung gefunden, — er würde vielleicht schärfer und einschneidender vorgegangen sein, als es die Regierung heute thut."

Er reichte das Heft dem Grafen Finkenstein hin, der es mit einer abweisenden Handbewegung zurückwies und mit scharfer Betonung sprach:

„Wenn diese Fragen schon zur Zeit des großen Königs erörtert wurden, so hätte es sich doch, wie mir scheinen will, empfehlen sollen, auch jetzt vor ihrer Erledigung eine genaue Prüfung derselben mit den Betroffenen, — mit den Berechtigten vorzunehmen."

„Eine solche Prüfung und Erörterung," erwiederte der Staatskanzler, „würde mir eine große Freude sein und zugleich zu einer großen Genugthuung gereichen, — doch wenn sie fruchtbringend sein soll, so muß sie im Geiste gegenseitigen Vertrauens begonnen und geführt werden — und zu meinem Bedauern tritt der Regierung ein solches Vertrauen nicht überall entgegen —"

„Weil die schnellen — die überschnellen Maßregeln der Regierung, die, ohne die Betheiligten zu fragen, Gesetz auf Gesetz erläßt, — ein solches

Vertrauen nicht aufkommen lassen — ja, es zerstören, wo es noch so fest vorhanden war," rief Herr von der Marwitz.

Eine Wolke des Unwillens zog über die Stirn des Staatskanzlers.

„Und doch," sagte er, „hat die Regierung das Recht, dieß Vertrauen zu fordern, vorzüglich in einer Zeit, wie die gegenwärtige, in welcher tausend unausgesprochene Rücksichten für ihre Schritte bestimmend sind."

„Die erste und vornehmste Rücksicht muß auf das Recht Derjenigen genommen werden, welche den Grundbesitz vertreten und welche die ersten Stützen der Regierung sind," sagte Herr von der Marwitz bitter.

„Und Sie, Herr Graf," fragte der Staatskanzler, sich zum Grafen Finkenstein wendend, „fehlt auch Ihnen und Denen, die Sie vertreten, das Vertrauen zu der Regierung Ihres Königs?"

„Vertrauen, Excellenz," erwiederte Graf Finkenstein kalt, „ist eine Sache, das sich nicht erzwingen läßt, — und zu meinem Bedauern, — zu meinem aufrichtigen Schmerz, kann der von Eurer Excellenz geleiteten Regierung das Vertrauen meiner Standesgenossen nicht entgegenkommen."

Der Staatskanzler stand auf, — zornig blitzten seine Augen — schmerzlich zuckten seine Lippen.

„Sie haben Recht, Herr Graf," sagte er mit einer Miene voll Stolz und Hoheit, „Vertrauen läßt sich nicht befehlen — was sich aber befehlen läßt, das ist Gehorsam den Gesetzen, welche die Regierung zum Wohle Aller erläßt, und so lang ich nach dem Willen Seiner Majestät die Regierung führe, wird ihre Autorität Gehorsam finden — ich bedaure," fügte er mit kalter Höflichkeit hinzu, „unsere Unterhaltung nicht weiter fortsetzen zu können, — sie würde zu keinem Resultat führen, — und meine Zeit ist gemessen."

Beide Herren hatten sich erhoben, — Graf Finkenstein schien sprechen zu wollen, — in flammendem Zorn rief Herr von der Marwitz:

„So mögen es Eure Excellenz verantworten, in so schwerer Zeit Unfrieden und Erbitterung in das Land zu säen — die Geschichte wird über solches Beginnen Gericht halten."

Der Staatskanzler winkte entlassend mit der Hand und neigte leicht den Kopf.

Graf Finkenstein grüßte mit gemessener Höflichkeit und ging hinaus, in heftiger Aufregung stürmte Herr von der Marwitz ihm nach.

Traurig folgten ihnen die Blicke des Grafen Hardenberg.

„Ich kann mich mit ihnen nicht verständigen," sagte er, „und wenn ich es wollte, — ich habe keine Zeit dazu. — Und doch sind sie treu und fest wie Gold — doch wird auch ihre Kraft schwer wiegen zu des Vaterlandes Errettung. Nun," rief er, den Blick voll Zuversicht aufschlagend, „die große Stunde, welche näher und näher heranzieht, wird auch diese Widersprüche versöhnen in dem großen heiligen Kampf, für den ich in stiller unverstandener Sorge die Waffen des Geistes und des Armes vorbereiten muß. Und in diesem Werk darf mich nichts aufhalten — gut, daß ich sie gesprochen, — der Widerstand muß gebrochen werden — schnell und kräftig gebrochen werden — Alle, die hinter Diesen stehen, werden sich beugen, wenn sie den unerbittlichen Ernst sehen."

Er trat zu seinem Schreibtisch, ordnete einige Aktenstücke und befahl dann seinen Wagen, um zum Könige zu fahren.

Viertes Kapitel.

Als der Graf von Wallenberg und Robert das Zigeunerlager verlassen hatten, kehrte die schöne Amyta, nachdem sie einen Augenblick aufathmend dem Hufschlag der davonsprengenden Pferde gelauscht hatte, zu der Ecke des Tannenwaldes zurück, an welcher sie vorher gesessen, während Gitos, auf die Straße vortretend, mit verschränkten Armen stehen blieb und den rasch fortreitenden Herren mit düster glühenden Blicken nachsah.

Das junge Mädchen setzte sich auf ihren vorigen Platz, nahm ihr Geflecht von den Halmen des Strandhafers wieder auf und ließ, in die dunklen Schatten des Gebüsches hineinblickend, zwischen ihren Lippen einen halb zwitschernden, halb pfeifenden Ton wie der Ruf eines Vogels hervorbringen. Einen Augenblick darauf hörte man in dem Gehölz die Zweige sich bewegen und das Dünenkraut unter leichten Tritten rauschen. In

das volle Mondlicht heraus trat ein großer und schlanker junger Mann, einen niedrigen schwarzen Hut mit seitwärts aufgeschlagener Krämpe auf dem Kopf; die graue Blouse, die er trug, war durch einen dunkelblauen Gürtel über den Hüften zusammengehalten, die hohen, geschnürten Schäfte seiner starken Schuhe reichten bis zu den Knieen hinauf. Sein Gesicht, mit noch jugendlich weichen Zügen, hatte eine tief braungelbe Farbe, lange Streifen schwarzen Haares hingen an seinen Schläfen herab und schwarze bis an die Nasenwurzel herabreichende Augenbrauen wölbten sich über seinen Augen. Diese Augen selbst aber schienen zu dem Typus des ganzen Gesichts nicht zu passen, denn sie waren von jenem hellen, klaren Blau, das nur bei den blonden Söhnen Norddeutschlands sich findet, und machten einen eigenthümlichen Eindruck in dem Gesicht dieses jungen Menschen, der nach seiner ganzen Erscheinung zu dem geheimnißvollen Nomadenstamm gehörte, welcher hier sein flüchtiges Lager aufgeschlagen hatte.

Der junge Mann warf, als er aus dem Dunkel des Gebüsches hervortrat, einen schnellen, forschenden Blick umher, hörte einen Augenblick nach den sich immer mehr entfernenden Hufschlägen der Pferde

hin und setzte sich dann mit leichtem, elegantem Anstand zu den Füßen Amyta's nieder, die ihm mit einem Blick voll kindlicher Freude entgegensah.

„Wer war es?" fragte er mit wohlklingender Stimme, „hat man Euch bedroht, — Euch Schwierigkeiten gemacht?"

„Nein," erwiederte Amyta, „wir haben Erlaubniß erhalten, hier zu bleiben, — es war der Herr der Gegend hier mit seinem Sohn —"

„Der Graf Wallenberg?" fragte der junge Mensch schnell, „und sein Sohn war bei ihm?"

Amyta sah ihn erstaunt an.

„Ich kenne den Namen des Herrn nicht," sagte sie, „ich habe nur aus seinen Worten gehört, daß er der Herr dieser Ortschaften ist."

„Und sein Sohn?" fragte der junge Zigeuner schnell, „wie sieht er aus? — beschreib' ihn mir."

„Er sieht schön, stolz und kühn aus," erwiederte Amyta, „aber noch hochmüthiger als sein Vater, — ich bitte Euch, Herr, — laßt mich nicht von ihm sprechen," fuhr sie mit leichtem Schauder fort, indem sie ängstlich nach der Richtung hinblickte, in welcher der Graf fortgeritten war, „sein Blick hat mir im Herzen wehgethan als er wie eine feurige Dolchspitze auf mir ruhte, während ich

ſang und tanzte, — meine Stimme wollte zu keinem Ton anklingen und mein Fuß wurzelte am Boden; — das Goldſtück, das er mir reichte, brannte in meiner Hand; — Ihr wißt, Herr," ſprach ſie leiſe, indem ſie den Kopf herabneigte, „daß in unſerem Stamm die Empfindung wohnt für den Hauch, der kommenden Dingen voranweht, — es iſt das kein Betrug, mit dem wir die Leute täuſchen, — und als dieſer junge Herr mich anſah, da drang mir das kalte, ſchneidende Gefühl zum Herzen, daß er beſtimmt ſei, mir Böſes zu thun, — und ich ihm," ſagte ſie in faſt flüſterndem Ton, — „ſo ſteht es in den Sternen, — über den Sternen zwar ſchwebt der ewige Herr des unerſchaffenen Lichtes, — er allein kann ihre Schrift auslegen, er kann das Verhängniß wenden, — aber der Menſch ſoll fliehen, wenn er fühlt, daß die Stätte, die ſein Fuß berührt, ihm Unheil bringen muß."

Auch der junge Zigeuner war ernſt und finſter geworden und der Blick ſeiner hellen Augen ruhte ſinnend auf der in ſich zuſammengeſunkenen Geſtalt des jungen Mädchens.

„Du wirſt ſingen und tanzen, Amyta," ſprach er, — „vor allen dieſen jungen Bauern, — vielleicht

vor diesen Herren des Schlosses dort, — die mit einem elenden Stück Geld das Recht erkaufen, Dich anzusehen, — ihre begehrenden Blicke auf dieß schöne, reine Antlitz zu heften, — nein, — das will ich nicht, das muß ein Ende nehmen," rief er heftig, indem er die zarte Hand des jungen Mädchens ergriff und so stark drückte, daß sie unwillkürlich schmerzhaft zusammenzuckte, obwohl sie mit lieblichem Lächeln in sein erregtes Gesicht blickte.

„O, wenn Ihr machen könnt, daß ich das nicht mehr darf," rief sie, „ich würde Euch ewig dankbar sein, Herr! — Ihr glaubt nicht, wie schwer es mir wird, so vor die Menge hinzutreten — aber wie? — der Oheim ist streng, er ist mein Herr."

„Meine süße Amyta," sagte der junge Mensch, indem er sanft ihre Hand und ihren Arm streichelte, „wenn Du mir folgen willst, — wenn Du diese Welt verlassen möchtest — in der Du fremd bist, wie eine Blume aus edlem Samenkorn in der Wildniß des wuchernden Unkrauts —" er blickte in Gedanken auf die im Mondlicht glänzenden Dünen hin, während sie ihn groß und fragend ansah. „Doch," sprach er dann weiter, „warum

nennst Du mich Herr, — Du kennst meinen Namen, — warum nennst Du mich nicht Bruno, wie ich so oft Dich gebeten?"

„Bruno!" — wiederholte sie, kaum die Lippen bewegend, indem sie ihre Hand von ihm losmachte und langsam wieder Halm an Halm zu ihrer Kette zu knüpfen begann, „Euch folgen," sprach sie dann, wieder zu ihm aufblickend, „aus dieser Welt, die mich umfängt wie eine schützende Heimat, — oft wie ein fesselnder Bann," fügte sie kaum hörbar hinzu, „wohin soll ich Euch folgen, zu welcher Welt gehört Ihr? — nicht zu der unsern?" rief sie lebhafter, fast im Ton des Vorwurfs, „das sehe ich wohl — so licht und klar blickt kein Auge in unserem Stamm, wie das Eure, — und Euer Name — Bruno heißt keiner von den Söhnen unseres Stammes, — seht," fuhr sie fort, indem sie die Halme von ihrem Schooße emporhob, „ich habe diese Kette geknüpft nach der Regel unserer geheimen Kunst, indem ich meine Gedanken auf Euch richtete, — die Halme fügen sich zum Ringe, das bedeutet, daß ein Band zwischen unseren Seelen verzeichnet ist im Schicksalsbuch der Sterne, — aber die Ringe wollen sich zur geschlossenen Kette nicht vereinen, — zwischen uns

liegt eine tiefe Kluft und böse, feindliche Mächte steigen daraus hervor, uns zu trennen."

Sie ließ die geknüpften Halme in ihren Schooß sinken und hob die Hände bittend zu ihm empor.

„O," rief sie in innigem Ton, „sagt mir, wer Ihr seid, — woher Ihr kommt und wohin Ihr geht, — mein Geist grübelt über diesem Räthsel, — mein Herz ist krank davon, — Ihr könnt nicht böse sein — und doch ist das Geheimniß, das Dunkel die Quelle und die Stätte alles Bösen.

Er zog sie sanft zu sich herab und nahm ihren Kopf in seine Hände.

„Ich darf nicht," sagte er ernst, „ich darf das Geheimniß nicht brechen, ein Schwur bindet meine Lippen, — der heiligste, der höchste Schwur, — aber die Stunde wird kommen, die Licht bringt und den Tag zwischen uns aufgehen läßt, — habe Vertrauen, — glaube an mich, Amyta, — ich liebe Dich und lasse Dich nicht von mir."

Sie sah ihm lange in die glänzenden, klaren Augen, — dann sank ihr Haupt noch tiefer zu ihm herab, so daß ihre Stirn auf seine Schulter sich stützte, und leise, wie das Rauschen des Abendhauches, klang es von ihren Lippen:

„Ich vertraue, — ich glaube, — ich liebe."

„Das Nachteſſen iſt bereitet," ſagte Gitos, welcher langſam herangetreten war, mit einer Stimme, die trotz ihres ruhigen Tones ſcharf und ſchneidend klang, — ſchnell fuhren die Beiden empor, demüthig und zitternd ſtand Amyta geſenkten Blickes vor dem Führer der Bande, in deſſen Augen drohend ein düſteres Feuer glühte, — der junge Menſch ſah ihn feſt und ſtolz an und trat ſicheren Schrittes vor, als ſei er bereit, auf jede an ihn gerichtete Frage zu antworten.

Gitos aber ſprach kein Wort weiter; ruhig wendete er ſich um und ſchritt dem Platz am Feuer zu, wo inzwiſchen wollene Pferdedecken ausgebreitet waren, irdene Teller und zinnerne Trinkgeſchirre und Löffel daneben. Vor dem Platz von Gitos ſtand ein größerer ſilberner Trinkbecher, in deſſen Rand die Zeichen der Planeten und des Thierkreiſes gegraben waren.

Gitos ließ ſich neben dem Keſſel auf die Decke nieder und forderte durch eine Bewegung voll gebieteriſchen Anſtandes den jungen Mann und Amyta auf, ſich neben ihn zu ſetzen, — die übrigen Männer und Weiber ſetzten ſich in einiger Entfernung umher und ein junger, ſchlanker Burſche, in einem weiten Hemd und kurzen, faltigen Bein-

kleidern, gab die Schüsseln der Alten am Feuer, welche sie aus dem Kessel füllte und mit kurzem, trockenem Ton jedesmal den Namen Desjenigen nannte, für den die Portion bestimmt war. Das Gericht, eine Art von Ragout aus allen möglichen Gemüsen mit dem Fleisch von Wild und Geflügel, hatte außer dem stark vorherrschenden Zwiebelgeruch ein vortreffliches, kräftiges Aroma und schien Allen in der frischen reinen Luft ausgezeichnet zu munden, — aus einem kleinen Fasse wurden die Trinkgefäße mit einem hellen schäumenden Bier gefüllt, während Gitos für sich und den jungen Mann, der sich vorhin im Gespräch mit Amyta Bruno genannt, einen dunklen Rothwein einschenken ließ, von dem sich einige Flaschen in einem Korb auf dem Wagen befanden.

Die Alte am Feuer hatte einige Bissen genossen und starrte dann wieder unbeweglich in die langsam erlöschende Glut. Das Mahl verlief schweigend, — bald reichte Gitos sein Geschirr dem bedienenden Burschen zurück und erhob sich.

„Morgen werden wir zum Dorfe gehen," sagte er kurz und befehlend, „in den guten Kleidern, — Jeder wird sein Bestes thun und sich vor jeder Unordnung hüten, — es sind reiche Bauern hier

und wir müssen Vorräthe sammeln, — Niemand wird sich dem Schlosse nähern — ich werde jeden Ungehorsam streng bestrafen!"

Die Männer und Weiber neigten sich demüthig mit über der Brust gekreuzten Händen und zogen sich nach dem Wagen hin zurück.

„Niemand soll sich dem Schlosse nähern!" wiederholte die Alte mit dumpfer, rauher Stimme, indem sie einen starken Stab von Weißdornholz mit großer Krücke, der neben ihr lag, erhob und unter ihren buschigen Brauen hervor im Kreise umherblickte. „Niemand — das gelbe Licht der bösen Sterne flimmert über seinem Dach! — Besser wäre es, wir hätten nie den Weg hieher gefunden, denn Unheil droht dem Stamme des Königs an diesem Ort. — Jeder hebe den Blick und die Hände empor zu dem großen heiligen Lichte des Ostens, daß das Verhängniß gnädig sich wende!"

Sie beschrieb mit ihrem Stab Kreise und Zeichen in der Luft, — dann ließ sie denselben wieder sinken und rückte, fröstelnd zusammengekauert, noch näher an das glimmende Feuer.

Betroffen hatte Gitos ihren Worten zugehört.

„Was siehst Du, Mutter Marogana," fragte er in ehrerbietiger Haltung herantretend, „sollen

wir aufbrechen und den Ort meiden? — Ich darf es kaum," flüsterte er vor sich hin, — „ich muß meine Sendung erfüllen."

„Was geschehen soll — wird geschehen," erwiederte die Alte, ohne aufzublicken, „seid wachsam, — wachsam, — wachsam — und hütet das Reis vom Stamme des Königs!"

„Es wird kalt," sagte sie dann gleichgültig und ruhig, „ich will schlafen gehen."

Amyta eilte zu ihr hin, hob sie vorsichtig empor, reichte ihr den Stab und führte sie, sorgsam ihren Arm stützend, nach einem in der Nähe des Wagens aufgeschlagenen Zelt von starkem Segeltuch, das an vier in die Erde getriebenen Stangen befestigt war.

„Hört, Gitos," sagte der junge Mann mit den blauen Augen, indem er seine Hand auf den Arm des der Alten gedankenvoll nachblickenden Führers legte, „ich habe Euch schon lange darum bitten wollen — laßt Amyta nicht öffentlich mehr singen und tanzen, — sie ist zu gut dafür, — und es thut mir weh, sie so der öffentlichen Schaustellung preisgegeben zu sehen."

Gitos sah ihn durchdringend an, — seine Lippen verzogen sich zu einem höhnischen Lächeln.

„Sie ist sicher unter meinem Schutz," sagte er,

„sicherer vielleicht vor tausend Zuschauern, als vor einem Feinde ihres unbewachten, vertrauensvollen Herzens, — auch," fuhr er rauh fort, „muß sie zu unserem Erwerb beitragen, — ihre Lieder und ihr Tanz finden überall Beifall, — ich kann für den Unterhalt der Meinigen nicht entbehren, was sie einbringt."

„Wenn es das ist," fiel der junge Mann rasch ein, „nennt den Gewinn, den sie Euch bringt, — Ihr wißt, ich markte nicht, — ich will ihn zahlen."

Gitos richtete einen starren, durchdringenden Blick auf ihn, zornig preßten sich seine Lippen aufeinander, wilde, feindliche Drohung lag auf seinen Zügen.

„Herr," sagte er mit einer Stimme, aus der seine gewaltsam unterdrückte Erregung hervorklang, „Ihr habt verlangt, als einer der Meinen den Zug durch dieses Land mitzumachen, — ich habe nicht gefragt, wer Ihr seid, noch was Ihr wollt, — ich habe Euch unter meinem Schutz überall hingeführt, wohin Ihr zu gehen begehrtet."

„Und habe ich um den Lohn dafür mit Euch gehandelt?" fragte der junge Mann, in stolzer Bewegung den Kopf emporwerfend.

„Nein, Herr," erwiederte Gitos, „Ihr habt mir mit vollen Händen Euer Geld gegeben und ich danke Euch dafür, — Ihr habt auf lange hinaus meinen und der Meinigen Lebensunterhalt gesichert, — aber, Herr," fuhr er mit blitzenden Augen fort, „meinen Schutz, meine Dienste kann ich Euch für Euer Geld verkaufen, und ich habe Euch redlich gewährt, was Ihr von mir verlangt habt, — doch darum, Herr, habt Ihr kein Recht zu glauben, daß mir Alles feil ist, daß ich keine Heiligthümer habe, die mir mehr werth sind, als alles Geld und alle Schätze der Welt. Ein solches Heiligthum aber ist mir Amyta, Herr, — und sie soll's mir bleiben — das schwöre ich bei dem ewigen Licht, das über den Sternen thront, — und häuftet Ihr alle edlen Steine aus den Eingeweiden der Erde vor mir auf — sie könnt Ihr nicht erkaufen!"

Der junge Mann trat rasch zu dem wild erregten Zigeunerführer heran und ergriff dessen Hand, die dieser ihm widerstrebend, mit finsteren Blicken überließ.

„Gitos," sagte er warm und innig, „ich freue mich Eures Zornes — er zeugt für Euer gutes und treues Herz, — aber Ihr habt mich mißverstanden, — glaubt mir," fuhr er fort, seine Hand

zum sternenklaren Himmel erhebend, „Gott, der uns hört, sei Zeuge meines Schwures, — ich will von Amyta nichts, das sich vor Eurem Blick zu verbergen hätte, — ich will nur dieß Wesen, das ich so rein gefunden, wie die Quelle der waldumhüllten Berge, vor der Berührung mit der gemeinen, niedrigen Welt schützen, — weil ich sie liebe," fuhr er nach kurzem Zögern fort, „weil ich sie erheben will aus der niedern Welt, in der sie lebt, zu meiner Sphäre; — zieht sie zurück von diesen Schaustellungen, die sie den Blicken Aller aussetzen, — ich verspreche Euch — ich will sie ausbilden lassen in allem Wissen, in allen Künsten, die eine Dame zieren."

„Und dann?" fragte Gitos finster und feindlich, indem er seine Hand zurückzog und die Arme übereinanderschlug.

„Dann," rief der junge Mann feurig, „dann soll sie mein Loos für immer mit mir theilen, als mein Weib vor aller Welt, — sie soll meinen Namen tragen, — sie ist es werth."

„Euren Namen?" fragte Gitos, „und wie ist Euer Name? — ich kenne bis jetzt nichts von Euch, als Euer Geld, — nun habe ich ein Recht zu fragen, wer Ihr seid, da Ihr Diejenige von

mir verlangt, die als ein heiliges Vermächtniß mir hinterlassen wurde."

Der junge Mann zuckte zusammen und senkte den Blick zu Boden.

„Verhältnisse, die mächtiger sind als ich, verhindern mich, Eure Frage zu beantworten, — aber die Zeit wird kommen, — hoffentlich bald kommen, in der ich frei vor Euch hintreten kann, — wahrlich ich suche die Verborgenheit nicht um Euretwillen, nicht um Eurer Tochter willen —"

„Amyta ist nicht meine Tochter," fiel Gitos in hartem Ton, immer mit Blicken voll finstern Mißtrauens den jungen Mann betrachtend, ein — „wäre sie es, ich könnte vielleicht nachsichtiger sein."

„Nicht Eure Tochter?" rief der Andere verwundert, aber mit einem Anklang freudiger Befriedigung, „doch folgt sie Euch und ist von Eurem Stamm?"

„Ich könnte Euch die Auskunft verweigern," erwiederte Gitos, „doch," fügte er mit Betonung hinzu, „keine zwingenden Verhältnisse binden meine Zunge wie die Eure. So wißt, daß unsere Stämme alle einem Könige gehorchen, dessen Vorfahren einst im fernen Osten, wo die Sonne in leuchtender Pracht sich erhebt, weite Reiche be-

herrschten und dessen Stamm uns einst zurückführen wird, siegreich einzuziehen in das Land unserer Heimat, wenn die Zeit der Prüfung vollendet ist. Ich, Herr," fuhr er stolz das Haupt erhebend fort, „ich bin ein Fürst unseres Volkes vom edelsten Geschlecht, das älter ist als die Herrscherhäuser Eurer Länder, — und meine Schwester war unseres Königs Gemahlin. Sie starb nach kurzer Zeit, — Amyta war ihr einziges Kind, — und der König, der sie liebte und ehrte, wie sie es verdiente, hat nach ihr keine Gemahlin mehr gewählt und ihr seine Liebe über das Grab hin bewahrt. Er ist entfernt auf weiten Zügen an den fernen Grenzen Böhmens und mir hat er dieß Kind anvertraut, es in sicherer Hut zu halten, bis er es von mir wieder fordern wird. Wem Amyta einst ihre Hand reicht unter den Fürsten unserer Stämme, der wird der Nachfolger unseres Königs sein in der Herrschaft über unser Volk, — und vielleicht," sagte er mit dumpfer Stimme vor sich hinsprechend, „der Erwählte, der begnadigt sein wird, unser Volk zurückzuführen in sein Land — oder ihm eine neue Heimat zu schaffen.

„Ihr seht also," sprach er nach einem kurzen Stillschweigen, „daß Amyta für Euch unerreichbar

ist — auch wenn Ihr sie zu Eurem Weibe wählen wolltet, wie Ihr sagt, — und wie ich Euch glauben will," fügte er mit einem Blick hinzu, dessen Ausdruck mit dem in seinen Worten ausgesprochenen Vertrauen nicht übereinstimmte.

„Die Tochter Eures Königs?" sagte der junge Mann, welcher voll Erstaunen zugehört hatte, indem er mit einem unwillkürlich um seine Lippen spielenden Lächeln auf den Wagen, das Zelt und die auf Stroh gelagerten Männer und Weiber blickte, „doch," fuhr er dann ernst fort, „wenn ich ihr eine Stellung und ein Loos bieten könnte, das ihrer Abkunft — und sei sie so hoch als Ihr mir sagt, würdig wäre —"

„Es gibt keine Stellung," fiel Gitos ein, „die für die Herrschaft über unser freies, über die Erde verbreitetes Volk Ersatz bieten könnte, — sprecht nicht weiter davon, — es ist unmöglich, — jedenfalls könnte nur der König, der fern von hier ist, darüber entscheiden, — so lange er aber fern ist, hüte ich sie, und glaubt mir, sie ist gut behütet unter meinem Schutz — laßt ab, ihr mit Blicken und Worten zu nahen, — oder nehmt Euer Gold zurück und verlaßt uns."

Die Vorhänge des Zeltes öffneten sich — Amyta trat hervor und kam leichten, schwebenden Schrittes heran — sie lächelte dem jungen Mann entgegen, der sie mit leuchtenden Blicken anschaute.

„Ich wünsche Euch eine gute Nacht, Herr," sagte sie, ihm die Hand reichend, „das Licht der Sterne möge freundlich Euren Schlummer bewachen."

Er hielt ihre Hand fest in der seinen, blickte in ihre glänzenden, tiefen Augen und sprach halb leise:

„Nein — wahrlich — diese reine Blume soll nicht in der öden Wildniß des Lebens verkümmern."

Sie sah ihn erstaunt an, als verstände sie seine Worte nicht, — dann zog sie sanft ihre Hand zurück und neigte vor Gitos ihr Haupt, die Arme über der Brust kreuzend.

„Gute Nacht!" sagte sie in ehrerbietigem Tone.

Gitos machte mit der Hand das kabbalistische Zeichen des Sonnenkreises über ihrem gesenkten Haupt.

Man hörte von der Straße her laute Schritte sich nähern.

„Geh' in Dein Zelt, mein Kind," sagte Gitos schnell; — noch einmal dem jungen Mann zulächelnd eilte Amyta zurück und verschwand hinter den Vorhängen des Zeltes.

Ein scharfer Pfiff ertönte aus dem nach der Straße hin sich ausdehnenden Gehölz und leise und geschmeidig wie eine Schlange durch die Zweige des Gebüsches sich heranwindend, näherte sich der junge Bursch, welcher vorhin bei der Abendmahlzeit aufgewartet hatte.

„Ein einzelner Mann nähert sich auf der Straße vom Schlosse her," sagte er.

„Ein Wanderer," erwiederte Gitos gleichgültig, indem er nach der Richtung hinblickte, „doch sonderbar — auf diesem Wege, — der zu keiner Stadt, zu keinem Flecken führt und am Strand endet —"

Im hellen Mondlicht bog eine dunkle Gestalt um die Waldecke und näherte sich, von dem Weg abbiegend, schnell dem Lager der Zigeuner.

Der Ankommende blieb vor Gitos stehen und fragte mit klarer, sicherer Stimme:

„Seid Ihr der Führer der Zigeuner, die dort rasten?"

„Das bin ich," erwiederte Gitos, „und was ist Euer Begehr?"

Der Fremde betrachtete Gitos mit forschenden Blicken und sprach langsam:

„Ich bin vom Weg abgekommen, könnt Ihr mich zurechtweisen?“

„Und wohin geht Ihr?“ fragte Gitos erstaunt.

„Durch die Nacht zum Morgen,“ erwiederte der Fremde.

Gitos schüttelte den Kopf — aber schnell trat der junge Mensch, der bei der Annäherung des Fremden in den Schatten zurückgewichen war, heran und sagte mit leichter Verneigung im Tone der gebildeten Gesellschaft:

„Sie sind Graf Karl von Wallenberg?“

„Der bin ich,“ erwiederte der Angeredete, „was haben Sie mir mitzutheilen?“

„Folgen Sie mir,“ sagte der Andere kurz und fast befehlend.

Er wendete sich den Dünen zu, Graf Karl folgte ihm und bald verschwanden Beide hinter dem nach der Meeresseite hin aufsteigenden Sandhügel.

Gitos blickte ihnen finster nach.

„Graf Wallenberg?“ sagte er, „was kann das sein, — was bedeutet das? — die Mutter prophezeite Unheil, — und Amyta — wenn ihr Herz sich ihm ernstlich zuwendete? — ich muß ihn ent-

fernen — und bald dieſen Ort verlaſſen, — morgen ſchon, — ſobald mein Auftrag erfüllt iſt.“

Langſam kehrte er zum Lager zurück und warf ſich auf eine mit wollenen Decken belegte Streu, welche neben dem Feuer ausgebreitet war, dem der junge Burſche durch einige große knorrige Fichtenäſte neue Nahrung gegeben hatte.

Fünftes Kapitel.

In seinem einfachen Wohnzimmer des Palais in Berlin, an dessen Stelle sich heute das größere und geräumigere Kronprinzenpalais erhebt, stand der König Friedrich Wilhelm III. vor seinem Arbeitstisch. Auf diesem Tisch lagen eine Anzahl von Kreidezeichnungen und Pastellbildern in den verschiedensten Rahmen, größere und kleinere Oelbilder lehnten auf daneben stehenden Stühlen oder lagen auf kleineren herangezogenen Tischen, und alle diese Bilder stellten in den verschiedensten Haltungen, Kostümen und Auffassungen die verewigte Königin Louise, die treue und muthige Gefährtin des schwergeprüften Königs in den dunklen Unglückstagen Preußens dar, welche ihn so oft getröstet und aufgerichtet und welche Gottes prüfende Hand nun auch von seiner Seite abberufen hatte, um ihn ganz allein zu lassen in der finstern Nacht

des harten und unsichern Kampfes gegen das immer unerbittlicher herandrohende Unheil.

Friedrich Wilhelm III. war damals einundvierzig Jahre alt. Seine außergewöhnlich hohe, schlanke und kräftige Gestalt mit dem anmuthigen Ebenmaß der Formen und der harmonischen Ruhe der Bewegungen ließ ihn noch jünger erscheinen, während der tiefernste Ausdruck seines Gesichts mit den klaren, durchdringend prüfenden Augen und dem schmerzvoll bittern Zug um den Mund ihn fast älter machten, als seine Jahre. Sein Haar war kurz geschnitten, sein feiner Backenbart und der ganz kleine Schnurrbart auf der Oberlippe hatten den damaligen militärischen Schnitt.

Der König trug die Generals-Interimsuniform ohne Epauletten und bequem aufgeknöpft, so daß die hohe, bis zur steifen schwarzen Halsbinde hinaufreichende weiße Weste sichtbar wurde. Er hatte die Hände gefaltet und blickte wehmüthig forschend von einem der vor ihm liegenden und aufgestellten Bilder auf das andere, — dann schüttelte er langsam und traurig den Kopf.

„Alles nicht recht, — nicht ganz — Alles nicht wohlthuend und befriedigend, — die Bilder alle verwirren die Erinnerung, statt sie zu befestigen.

In mir lebt zwar," sagte er, mit unendlich weichem innigen Ausdruck den Blick von den Bildern aufwärts richtend, „in mir lebt unauslöschlich und klar ihr Bild mit dem treuen, seelenvollen Auge, mit dem heitern, reinen Lächeln, — aber es ist doch auch schön, ein äußeres Abbild der lieblichen Hülle zu haben, in der ihre edle Seele wohnte, — wenn ich sie auch nur gemalt so recht ähnlich vor mir sähe, — ich würde ruhiger werden und mehr Vertrauen haben in meinem Gebet zu Gott, der mich so schwer — o, so schwer geprüft."

Lange stand er so mit gefalteten Händen, schweigend und unbeweglich — nur die Lippen zuckten zuweilen wie in krampfhaft nagendem Schmerze.

Dann faßte er sich gewaltsam und ging nach der Thüre des Vorzimmers, die er selbst öffnete. Freundlich den Kopf neigend, winkte er mit der ihm eigenthümlichen, zugleich anmuthigen und würdevollen Handbewegung einem jungen Mann in einfach bürgerlicher Kleidung, mit geistig durchleuchteten feinen Zügen und hellen, freien und offenen Augen, der sich schnell von dem Sessel, auf dem er Platz genommen, erhob, eine große Mappe ergriff, die er neben sich gestellt hatte, und dem voranschreitenden König in das Kabinet folgte, wo

er, sich tief verneigend, in der Nähe der Thür stehen blieb.

Friedrich Wilhelm III. war zu seinem Arbeitstisch zurückgekehrt, wendete sich vor demselben um und winkte dem jungen Mann, näher zu treten.

„Habe Sie rufen lassen, Herr Ternite," sagte er mit milder Freundlichkeit in seiner kurzen, oft abbrechenden Redeweise, „wollte 'mal fragen, ob Sie schon in Ihrem Zimmer installirt sind und Ihre Arbeit begonnen haben?"

„Ich habe Eurer Majestät unterthänigst zu danken," erwiederte der junge Maler Ternite mit ehrerbietiger Bescheidenheit, aber offen und frei zu dem hohen ritterlichen Herrn aufblickend, „für die Huld und Gnade, mit der Allerhöchstdieselben mir eine so würdige Stätte für meine Arbeit und so reiche Muße für dieselbe gewährt haben. Ich habe die Konturskizze begonnen und den Entwurf mitgebracht, da ich voraussetzte, daß Eure Majestät ihn zu sehen befehlen würden."

Er öffnete die Bänder an seiner Mappe und wollte ein in derselben befindliches Blatt hervorziehen.

Der König erhob leicht abwehrend die Hand.

„Noch nicht sehen — noch nicht," sagte er rasch und bestimmt, „verstehe das noch nicht zu

beurtheilen, — die bloße Kontur gibt das Leben nicht wieder. — Auch nicht hier will ich das Bild sehen. — Sollen sich in Ihrem Zimmer ganz bequem einrichten, — werde dann kommen, während Sie arbeiten, — ab und zu gehen und meine Meinung sagen, — müssen das nicht übel nehmen," fügte er mit einer gewissen treuherzigen Gutmüthigkeit hinzu, „habe das ganze Bild so klar vor meinem innern Auge, und möchte so gern, — so sehr gern ein recht treues, lebensvolles Porträt haben."

„Eure Majestät können überzeugt sein," sagte Herr Ternite mit warmer Begeisterung, „daß ich Alles aufbieten werde, was Gott mir an Kraft verliehen, um die unvergeßliche Königin würdig darzustellen. Mein Herz und seine ganze Hingebung wird dabei meine Hand und mein Auge unterstützen."

Freundlich nickte der König mit dem Kopf.

„Habe da," sagte er dann auf seinen Schreibtisch deutend, „verschiedene Bilder zusammengestellt, um aus jedem den ähnlichsten und treffendsten Zug herauszunehmen, — will mir Alles nicht gefallen, ist in Allem zu viel Fremdes."

Der Maler Ternite trat näher zu den Bildern heran und musterte prüfend eines nach dem andern, dann wendete er sich kopfschüttelnd ab.

„Nicht wahr," fragte der König lebhaft, „finden auch, daß das Alles nicht das Rechte ist, — doch sind in einigen Bildern einzelne Züge, die mich ansprechen, — werde die besten aussuchen und selbst in Ihr Zimmer bringen, um Ihnen zu sagen, was ich davon aufgenommen sehen möchte. — Wie," fragte er dann, dicht vor den jungen Mann hintretend und ihn mit forschenden, gespannten Blicken anschauend, „wie würden Sie die verewigte Königin darstellen, — wie denken Sie sich ihr Bild?"

„Alle diese Porträts, Majestät," erwiederte Herr Ternite, auf die Zeichnungen und Abbilder deutend, „stellen die Hochselige Königin, wenn ich so sagen darf, nur als Dame, nicht als Königin dar, — nach meiner Auffassung müßte das Bild, wenn es gelungen sein soll, die Königin vor Allem wiedergeben, welche mit dem Volke die schwere Prüfung getragen und welche zugleich die Erinnerung an den Schmerz und die Hoffnung auf künftige Erlösung in ihrem Blick trägt. Das wird freilich," sagte er seufzend, „sehr schwer sein, — aber wenn es gelingt, so wird auch ein wahrhaft treues und würdiges Bild entstehen."

Der König hatte aufmerksam den Worten des

Malers gelauscht. Mehrmals neigte er sinnend das Haupt.

„Ja, ja," sagte er leise, „ich glaube zu verstehen, was Sie meinen, — schmerzvolle Erinnerung und gläubige Hoffnung — so war sie, als ich zuletzt ihr liebes Angesicht sah —"

Er fuhr mit der Hand über die Stirn und bedeckte einen Augenblick seine Augen.

„Da hat der Rauch," sagte er dann, „eine Büste der Königin gemacht — sie ist sehr schön, — er soll auch die Statue für das Mausoleum ausführen — er wird das auch mit dem Herzen arbeiten, — sie war ja auch sein guter Engel und hat ihm den Weg zur Kunst geöffnet, — die Büste ist sehr schön — sehr ähnlich in Form und Zügen, — aber," fuhr er schmerzlich fort, „so kalt, so weiß, so todt und die Augen sind geschlossen, — das macht mich fast schaudern — sie war doch so voll Wärme und Leben und ihre Augen blickten so klar und so frisch —"

Er trat zu einem Seitentisch und hob einen dichten Schleier empor, der eine von Rauch's Meisterhand in Gyps modellirte Büste verdeckte, welche die Königin mit geschlossenen Augen, ein Diadem auf dem Haupt, darstellte.

Ternite stieß einen unwillkürlichen Ruf der Bewunderung aus.

„Wie schön," sagte er, in den Anblick der Büste verloren, „wie wahr — wie edel!"

„Ja, ja," sprach der König, dessen Blicke wehmüthig auf dem Kunstwerk ruhten, „der Bildhauer hat ja kein anderes Material, als die kalte, starre Masse, — den Gyps, den Marmor, — aber es ist doch nur die Farbe, die das Leben wiedergibt. — Habe da eine Idee," fuhr er nach einer Pause mit einer gewissen zögernden Schüchternheit fort, „die ich Ihnen mittheilen möchte, — weiß wohl, daß die großen Kunstrichter die Nase rümpfen werden, — habe aber doch gehört, daß auch im klassischen Alterthum Aehnliches geschehen, — möchte wohl, daß Sie den Versuch machten, die Büste mit der Farbe des Lebens zu überziehen, — werde von einem Bildhauer die Augen öffnen und das Diadem abnehmen lassen, — was meinen Sie dazu?"

Mit einer gewissen Aengstlichkeit lauschte er der Antwort des Malers entgegen, der nachdenkend und betroffen die Büste anblickte.

„Majestät," sagte er mit etwas unsicherem Ton, „die Kunst kennt eine Verbindung der

Malerei und Skulptur nicht, — und ich habe nicht den Glauben, daß ein Versuch gelingen könnte; bei einer bemalten Büste, fürchte ich, wird weder die Form, noch die Farbe den richtigen Effekt hervorbringen, — aber wenn es Eure Majestät wünschen, bin ich gern bereit, den Versuch zu machen, — nur," fuhr er fort, „wird auf dem Gyps keine Farbe haften — man müßte die Büste in Oel tränken."

„Gut," sagte der König lebhaft, „wollen es machen, — werde in Ihr Zimmer kommen, — werde es selbst mit Ihnen machen, — soll Niemand wissen, — Niemand, — rechne auf Ihre Verschwiegenheit, — will kein Kunstwerk für die Kritik, — will eine Erinnerung für mein Herz, — werde Ihnen dankbar sein, wenn Sie meinen Wunsch erfüllen, — wenn die Augen und das Haar geändert sind, soll die Büste zu Ihnen gebracht werden."

Er deckte den Schleier wieder über die Gypsbüste, mit sorgfältiger Pietät die Falten ordnend, als ob er ein Heiligthum vor profaner Berührung schützen wolle.

Dann stand er wieder einen Augenblick in tiefen Gedanken, seine Züge nahmen einen ernsten und feierlichen Ausdruck an.

„Habe noch immer die Zeichnung nicht gesehen," sagte er mit dumpfer, leiser Stimme, „die Sie auf Befehl des Großherzogs von der Königin als Leiche gemacht haben, — ist in Kupfer gestochen — ist das Bild da in Ihrer Mappe?"

„Zu Befehl, Majestät," erwiederte der Maler erschrocken, „aber ich darf es, — ich möchte es Eurer Majestät nicht zeigen, — die Oberhofmeisterin Gräfin Voß hat es mir so streng verboten und mir gedroht, wenn ich Eurer Majestät das Bild zeigen würde, so müßte ich sogleich fort, oder sie würde den Abschied nehmen."

Ein mildes, trauriges Lächeln spielte um des Königs Lippen.

„Gut gemeint — gut gemeint," sagte er, „werden aber nicht gehen, — auch die Gräfin wird nicht den Abschied nehmen, — ich will das Bild sehen," fuhr er mit fester Betonung fort, „kann mir wohl denken, warum Sie es nicht zeigen wollen, — aber ich bin darauf vorbereitet — habe heute die Todtenmaske aus Strelitz bekommen, — will nun das Bild sehen," wiederholte er nochmals in einem Ton, der keinen Widerspruch zuließ, indem er die Hand nach der Mappe des Malers ausstreckte.

Ternite zog, immer noch zögernd und unsicher, ein Blatt hervor und reichte es dem Könige hin, der es mit leicht zitternder Hand ergriff. Als er den Blick auf die Zeichnung richtete, welche die Königin als Leiche, den Kopf auf das Kissen zurückgebeugt, darstellte, öffneten sich seine Augen weit und entsetzt sah er auf dieß Bild der Erstarrung des Todes hin; mehr und mehr zitterte die Hand, welche das Blatt hielt, — seine breite Brust arbeitete in gewaltigen schweren Athemzügen, — seine Lippen öffneten sich, als wolle ein Wort, ein Schrei des Jammers aus denselben hervorbrechen, aber man hörte nur einen leisen, zischenden Hauch, — einen schneidenden, schmerzvollen Ausbruch der innern Qual, — dann aber hob sich noch heftiger arbeitend die Brust, der ganze Körper des Königs zuckte und schwankte — er sank in einen Stuhl nieder und brach in ein unaufhaltsames Schluchzen aus, — das Blatt entfiel ihm, er bedeckte das Gesicht mit den Händen, Thränen rannen durch seine Hände, sein lautes Weinen klang durch das Zimmer, — der Maler Ternite stand bestürzt, zitternd und tief bewegt da, — er hob das Bild auf und legte es still wieder in seine Mappe.

Nach einiger Zeit hob der König langsam den Kopf empor, trocknete die Augen mit seinem Taschentuch und stand auf.

Mit einem wunderbar tiefen, glänzenden Blick sah er den jungen Maler an.

„Schrecklich wahr — das Bild," sagte er, — „niemals wiedersehen, — aber," fuhr er dann weich fort, „hat mir doch wohlgethan, habe weinen können, — zum ersten Mal weinen, — war Alles erstarrt in mir, — jetzt ist mir besser — danke Gott dafür, — habe mich losgerissen von der Leiche, von der erstarrten, gebrochenen Hülle, — meine Seele hat sich aufgeschwungen zum Himmel, wo sie weilt — ewig lieblich und schön."

Er hatte die letzten Worte halb leise gesprochen, — ein wenig vorgeneigt, als vergäße er die Gegenwart des Malers, sagte er sanft und ernst: „Verstehe jetzt Rauch's Gedanken besser, in seiner Statue einen Seelenschlaf auszudrücken, tiefer als der körperliche Schlummer, — die tiefste Ruhe, — ohne die Erstarrung des Todes."

Noch einige Augenblicke stand er sinnend da, — dann machte er die ihm eigenthümliche anmuthig entlassende Bewegung mit der Hand und sagte:

„Nun richten Sie Ihre Arbeit ein — werde bald kommen und nachsehen.“

Ternite verneigte sich, unfähig, unter dem Eindruck der erlebten Szene ein Wort zu sprechen, und ging mit seiner Mappe hinaus.

„Wundersam,“ sagte der König, „dieß entsetzliche Bild der Leiche hat den Bann des finstern Schmerzes gebrochen, der mich festhielt, — wie eine Erleichterung kam es über mich: so kann's nicht enden, — hinauf zum Licht — zu Gott aus dem Dunkel der Erstarrung, — der einzelne Mensch wie die Völker. — Preußen und Deutschland — sind auch todt, erstarrt — aber Gott wird sie erwecken — wenn wir nur erst aufblicken von der Leiche zum verheißungsvollen Licht.“

Während er noch so, in abgebrochenen Worten vor sich hin sprechend, mit gefalteten Händen dastand, meldete der Kammerdiener den Staatskanzler zum Vortrag.

Der König fuhr mit der Hand noch einmal über die Augen, seine Züge nahmen ihren ruhig wehmüthigen Ausdruck wieder an, doch war der bittere Zug um seinen Mund verschwunden — er winkte und begrüßte mit der ihm eigenen verbindlichen Liebenswürdigkeit den Staatskanzler, der mit

seiner schwarzen Mappe in der Hand hereintrat, den Stern des schwarzen Adlerordens auf dem hochzugeknöpften blauen Frack, dessen schwarzer Kragen die weiße faltige Batistkravate einschloß.

„Ich habe heute Ernstes Eurer Majestät zu Allerhöchster Entschließung vorzulegen," sagte Graf Hardenberg, indem er sein Portefeuille auf einen Stuhl neben dem Schreibtisch des Königs stellte und einige Papiere daraus hervorzog.

„Bin in der Stimmung, Ernstes zu hören und zu beschließen," erwiederte der König, „habe viel Glauben und Vertrauen auf Gottes gnädige Führung heute gewonnen."

Der Staatskanzler blickte auf und schien eine nähere Erklärung dieser Worte zu erwarten, — da aber der König schwieg und ruhig stehen blieb, wie er stets auch die längsten Vorträge stehend anzuhören pflegte, so begann er mit seiner ruhigen, wohlklingenden, jedes Wort scharf betonenden Stimme:

„Was ich immer als eine Nothwendigkeit vorhergesehen habe, Majestät, und was ich als die Grundlage aller unserer Hoffnungen und Vorbereitungen für die Zukunft betrachtet habe, beginnt unmittelbar an uns heranzutreten, — der Graf

von St. Marsan war bei mir und aus der Unterredung mit ihm habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß der Krieg Napoleon's gegen Rußland nur noch die Frage einer nicht mehr lange bemessenen Zeit ist."

Der König richtete den klaren, durchdringenden Blick auf seinen Minister, dann sagte er kopfschüttelnd:

„Sind Ihrer Sache sicher? — der Mensch hofft oft, was er wünscht — und glaubt, was er hofft."

„Eure Majestät halten mich für etwas sanguinisch," sagte Graf Hardenberg, „ich weiß es — und Eure Majestät haben gewiß nicht Unrecht, — aber dießmal bin ich meiner Sache sicher und wenn nicht eine wunderbare und nicht zu erwartende Nachgiebigkeit des Kaisers Alexander den Konflikt vermeidet, so wird das nächste Frühjahr uns die große Entscheidung bringen, der Graf St. Marsan hat mir geradezu Unterhandlungen über ein Schutz- und Trutzbündniß vorgeschlagen."

„Das ist allerdings ernst," sagte der König, indem seine Züge sich belebten, „und was denken Sie?"

„Ich denke, Majestät," erwiederte Graf Har-

denberg, „daß uns überhaupt keine Wahl bleibt; wollen wir nicht sogleich das Todesurtheil Preußens unterzeichnen, so müssen wir wohl jeden Vorschlag Frankreichs annehmen, um nur Leben und Existenz zu behalten und die Möglichkeit, spätere Ereignisse benützen zu können. — Auch in Petersburg wird man das verstehen, — ebenso wie wir verstanden haben, daß der Kaiser Alexander bei dem Frieden von Tilsit nicht mehr für uns thun konnte."

„Wahr, wahr," sagte der König, indem bei der traurigen Erinnerung an Tilsit sein Gesicht sich verfinsterte, „werden auch diesen Kelch noch leeren müssen und mit den Feinden gegen die alten Verbündeten marschiren — nun — wie Gott will! — und die Bedingungen?" fragte er dann.

„Ein Hülfskorps von zwanzigtausend Mann," erwiederte Hardenberg, „und Durchzug der französischen Armee mit Verpflegung."

Der König zuckte zusammen.

„Verpflegung?" rief er lebhafter, als es sonst die Art seines ruhigen Wesens war, „haben selber Nichts, — das arme Volk ist ganz ausgesogen, — das heißt soviel, als uns ganz ruiniren — das heißt die Hungersnoth hinter dem Durchmarsch der Truppen!"

„Halten zu Gnaden, Majestät," erwiederte Graf Hardenberg, „wir haben Bestände an Geld und Vorräthen, durch welche wir wieder ersetzen werden, was der französische Durchmarsch uns raubt."

Er zog ein Blatt Papier aus seinem Portefeuille.

„Hier, Majestät," sagte er, dasselbe dem König überreichend, „die Aufstellung der Bestände in den Magazinen, welche auf den Namen von Privaten gehalten werden, — der Kriegsrath Crelinger hat sie mir soeben gegeben."

Friedrich Wilhelm durchflog die Zahlenreihen und reichte das Blatt dem Staatskanzler zurück.

„Braver Mann," sagte er kurz, „danken Sie ihm — darf nichts davon wissen."

Graf Hardenberg reichte dem Könige ein zweites Blatt.

„Hier, Majestät," sagte er, „die Nachweisung der zur Einfuhr überseeischer Produkte ertheilten Licenzen, — es gehen sehr große Summen ab zur Bestechung der französischen Konsuln und Marschälle, dennoch bleibt uns ein reiner Ueberschuß von beinahe sechs Millionen Thalern, deren Existenz der französischen Regierung unbekannt ist und uns für alle Fälle die Mittel zum freien Handeln gewährt."

Der König blickte finster auf das Blatt.

„Böse Sache," sagte er kurz, „untergräbt alle Moralität, — ist aber die Folge des unklugen Despotismus, — führt zur Verstellung, zur Lüge — werden Mühe haben, die Folgen des bösen Beispiels bei den Unterthanen zu beseitigen."

Er gab auch dieß Blatt dem Staatskanzler zurück, der mit kräftigem, festem Ton sagte: „Wir haben ein Ziel, Majestät, — ein großes, heiliges Ziel, — wir müssen es erreichen und dürfen auf unserem Wege die Marksteine nicht beachten, welche unter gewöhnlichen Verhältnissen menschliches Handeln begrenzen, — und die große Erhebung des Volkes, an welche ich glaube wie an das Licht der Sonne, wird die Erinnerung verwischen an die Maßregeln, zu denen ungerechte Unterdrückung uns zwingt. Die Organisation der Landwehr nach dem Plane Scharnhorst's ist durch Gneisenau als Staatsrath im Ministerium des Innern vollendet, und das Heer Eurer Majestät zählt schon hunderttausend Mann geübter Soldaten, —. nach Abrechnung des Hülfskorps von zwanzigtausend Mann bleibt uns immer noch eine Armee von achtzigtausend für alle Fälle zur Verfügung."

Der König nickte freundlich mit dem Kopf.

„Das ist eine gute Sache," sagte er, „das sagt meinem Gefühl zu, — da ist nichts Falsches, nichts Unrechtes dabei, — ist nur traurig — sehr traurig, die treuesten Diener verbergen oder gar in Ungnade fortschicken zu müssen —"

Er seufzte tief auf und blickte dann den Staatskanzler fragend an.

„Damit aber, Majestät," sagte dieser, „die Erhebung des Volkes, welche ja unsere schärfste und letzte Waffe sein wird, wirklich in dem Geiste, in der Begeisterung erfolgen könne, welche uns den Sieg verbürgen, ist es nothwendig, daß auch das Volk in seinem eigensten innersten Leben, in seiner Arbeit von allen Fesseln befreit werde, welche frühere Jahrhunderte Glied für Glied geschmiedet haben und welche bereits überall da fallen, wo die französische Herrschaft ihren Fuß hingesetzt hat."

„Ah — verstehe — verstehe," sagte der König, „meinen die Befreiung der Bauern und des bäuerlichen Eigenthums — ist eine ernste — eine sehr ernste Sache —"

„Eine so ernste Sache, Majestät," fiel der Staatskanzler ein, „daß sie schnell, kräftig und unbeirrt durch alle Rücksichten durchgeführt werden muß, wenn sowohl ihr nächster Zweck, als die Erhebung des

Volksgeistes zur wahren, allgemeinen und opferfreudigen Vaterlandsliebe erreicht werden soll."

„Greift tief in so viele Rechte des Adels ein," sagte der König sinnend, „will mir noch immer etwas bedenklich erscheinen — könnte man nicht eine Kommission der Betheiligten hören?"

„Majestät," sprach Graf Hardenberg mit seiner feurigen Lebhaftigkeit, „das Königreich Westphalen ist mit der Gesetzgebung über das freie bäuerliche Eigenthum vorangegangen, und gerade hinter dem Königreich Westphalen, das die uns geraubten Provinzen enthält, dürfen wir nicht zurückbleiben, wollen wir nicht selbst den Geist des Volkes den französischen Sympathieen zutreiben; — schon erheben sich an einzelnen Orten die Bauern in Schlesien, aufrührerische Agenten durchziehen das Land und kein besseres Agitationsmittel kann der Kaiser Napoleon gegen die preußische Regierung haben, als daß sie gewaltsam die Fesseln des arbeitenden Volkes festhält, welche überall, wo er gebietet, gebrochen oder gelöst sind."

„Dürfen aber nicht der revolutionären Bewegung nachgeben, die in Schlesien sich leider regt," sagte der König streng, „arme verblendete Leute, — aber müssen streng zurückgewiesen werden."

„Gewiß, Majestät," erwiederte Graf Hardenberg, „dürfen wir der revolutionären Bewegung nicht weichen, wohl aber ist es die Aufgabe der weisen und vorsichtigen Staatskunst, die Revolution unmöglich zu machen, indem sie die berechtigten und unabweisbaren Forderungen des Volkes in ihre eigene Hand nimmt und durchführt, um der revolutionären Agitation die Möglichkeit der Führung und Aufregung der Massen zu nehmen.

„Blicken Eure Majestät auf Frankreich," fuhr er fort, „dort hat das Königthum sich der dringenden Forderung der Befreiung des dritten Standes, des arbeitenden Volkes von der Ausbeutung durch die herrschenden Klassen entgegengestellt — und das Königthum ist gefallen mit jenen Klassen, auf deren Seite es sich in verhängnißvoller Verblendung stützte, — ich, Majestät, wünsche nichts sehnlicher, als daß das preußische Königthum, das stets seine Wurzeln tief in das Volk geschlagen hat, auch jetzt durch die richtige Lösung derselben Frage, welche die französische Revolution hervorrief, neue Kraft und Stärkung gewinne und sich in einem freien Bauernstande eine dauernde und sichere Grundlage seiner Macht schaffen möge. Der Adel auch, der heute theil-

weise an einzelnen Rechten festhalten möchte, die ihn dem Volke feindlich gegenüberstellen, wird es bald empfinden, daß er, auf einen freien Bauernstand gestützt, höhere Bedeutung und tiefer greifenden Einfluß gewinnen muß."

„Haben wohl Recht," sagte der König, „habe selbst Aehnliches gedacht, — der Vergleich mit Frankreich ist zutreffend, — möchte aber doch in so wichtiger Sache gern vermitteln und ein großes Werk unter Zufriedenheit aller Betheiligten durchführen, — würde ja nicht viel Zeit verloren durch Anhörung einer Kommission —"

„Mehr Zeit, Majestät," erwiederte Graf Hardenberg, „als wir entbehren können, — und dann, Majestät," fuhr er fort, „nach meiner Ueberzeugung und nach den Lehren der Geschichte dürfen freisinnige Maßregeln, wenn sie glücklichen und segensreichen Erfolg haben sollen, nur durch die scharf konzentrirte Autorität ausgeführt werden. Je mehr Stimmen, und namentlich betheiligte Stimmen, dabei gehört werden, um so größer ist die Gefahr, daß Halbes und Unhaltbares zu Tage gefördert wird. Würde das preußische Landrecht in seiner präzisen und erschöpfenden Form haben geschaffen werden könen, wenn der große König

bei jeder Materie Betheiligte hätte hören und auf ihre Wünsche und Ansichten hätte Rücksicht nehmen wollen?"

„Haben Recht," sagte der König entschlossen, „ist das Recht und die Pflicht der Monarchie, zu handeln und die Verantwortung zu tragen, — habe die Sache geprüft und für recht erkannt — will sie ausführen. Haben das Gesetz da?"

„Zu Befehl, Majestät," erwiederte Graf Hardenberg, indem er die Reinschrift des Gesetzentwurfes aus seinem Portefeuille nahm und dem Könige reichte.

„Muß es noch einmal lesen," sagte dieser, „ehe ich es vollziehe, sollen es aber heute noch durch Kabinetsrath Albrecht haben."

„Dann aber," sprach der Staatskanzler, „muß ich Eure Majestät auch bitten, scharfe Maßregeln gegen Diejenigen befehlen zu wollen, welche sich der Ausführung des Gesetzes entgegenstellen und sich ungehörige Kritik derselben erlauben. Je schneller und energischer jeder Widerstand gebrochen wird, wo er hervortritt, um so mehr wird die allgemeine freie und freudige Durchführung gesichert werden. Soeben hatte ich den Besuch des Grafen von Finkenstein —"

„Finkenstein auf Madlitz?“ fragte der König.

„Zu Befehl, Majestät,“ erwiederte Graf Hardenberg, „der Major von der Marwitz begleitete ihn und beide Herren schienen mit dem heftigsten Widerstand gegen das Gesetz zu drohen, nachdem es mir nicht hatte gelingen wollen, sie von ihren Vorurtheilen abzubringen.“

„Geht nicht — geht nicht,“ sagte der König kurz und bestimmt, „Unruhen und Streitigkeiten jetzt im Innern, wo wir uns stärken sollen — und vorbereiten, um, wie ich zu Gott hoffe, den Kern zu bilden, um den einst Deutschland sich sammeln soll zur Aufrichtung und Wiedergeburt, — das wäre das schwerste Unglück von allen! — Sowie die Herren sich nicht fügen, sagen Sie es mir, — sollen sogleich nach Spandau abgeführt werden! Thut mir leid, — sind brave Männer, aber blicken nicht weit genug, — kann nicht Jeder regieren — Autorität muß in schweren Zeiten doppelt stark erhalten werden.“

„Man wird eine solche harte Maßregel mir zur Last legen,“ sagte Graf Hardenberg seufzend, „indeß das darf mich nicht beirren, — wir leben in einer eisernen Zeit, — und eisern muß die Hand sein, welche das Schicksal überwinden will.“

„Ja, ja, — eine eiserne Zeit," sprach der König seufzend, „und ein eisernes Kreuz hat Gottes Hand uns zu tragen auferlegt, — ein eisernes Kreuz," fuhr er leise vor sich hin sprechend fort, — „nimm mein Kreuz auf Dich und folge mir nach —"

Er fuhr mit der Hand über die Stirn und schien sinnend einem Gedanken zu folgen.

„Werde auch verkannt," sagte er dann zum Grafen Hardenberg, „müssen sich mit mir trösten — hoffe, die Zeit wird kommen, wo man uns Gerechtigkeit widerfahren läßt. Haben sonst noch etwas?" fragte er.

„Nein, Majestät, — ich werde die Unterhandlungen mit Frankreich einleiten und veranlassen, daß sie so sehr als möglich hingezogen werden, und wenn Eure Majestät die Gnade haben wollen, mir den vollzogenen Entwurf des Gesetzes bald wieder zugehen zu lassen, so will ich sofort die Anordnungen für Ausführung desselben treffen."

„Sollen heute noch die Ausfertigung durch Albrecht erhalten — und lassen sich nicht irre machen," fügte er mit herzlicher Freundlichkeit hinzu, „durch Verkennung und Anfeindung, — ich kenne Sie!"

„Und das genügt mir, — das befestigt unerschütterlich mein ruhiges Bewußtsein und meine Ueberzeugung von dem Recht und der Wahrheit meines Strebens und meines Zieles."

Er zog sich zurück, während der König ihm an der Thür noch einmal mit der Hand zuwinkte.

„Seltsam," sagte Friedrich Wilhelm, „wie sich hier in dem stillen, vom Unglück so schwer bedrückten Lande eine große Reform vollzieht, welche auf Jahrhunderte hinaus ihre Folgen tragen wird und an welche das mächtige, auf seinen alten Ruhm trotzende Preußen nicht gedacht hat. Hat der Allmächtige vielleicht uns so tief gebeugt, um uns still zu machen und demüthig und in der Stille den Keim zu pflegen, aus dem eine große Zukunft erwachsen soll?"

„Alles kommt an auf den rechten Geist," fuhr er fort, indem er langsam und vorsichtig die Bilder der Königin von seinem Schreibtisch entfernte und sie auf ein an der Wand stehendes Kanape trug, — „auf den Geist, in welchem man die Prüfung recht erfaßt und treu aushält. — Der Hardenberg ist treu, stark und muthig, — will mir aber doch immer noch etwas an ihm fehlen, — die rechte tiefe christliche Weise, — freue mich von Herzen,

daß der Borowski kommt, — der wird mich verstehen und zum Rechten wenden, was in mir lebt, — er, der stark ist wie ein Prophet des alten Testaments und mild wie ein Apostel."

Er hatte die Bilder fortgetragen und setzte sich an seinen Schreibtisch, um die auf demselben geordneten Briefschaften einzeln durchzusehen und sie mit seinen kurzen und treffenden Marginalbemerkungen zu versehen.

Sechstes Kapitel.

Der Graf Karl von Wallenberg war mit dem Fremden aus dem Zigeunerlager schweigend den Weg nach den Dünen hinabgegangen. Er beobachtete seinen Begleiter zuweilen von der Seite, derselbe bot in Allem das Bild eines der Söhne des wandernden Nomadenstammes, nur seine leichten, freien Bewegungen, sein elastischer, sicherer und fester Gang, sein hochaufgerichtetes Haupt zeigten nichts von dem gedrückten, scheuen und ängstlichen Wesen, das diesen Menschen, die keine Heimat und keine bleibende Wohnstätte auf Erden haben, gewöhnlich anzuhaften pflegt. Er schien übrigens die forschenden Blicke des Grafen nicht zu beobachten und schritt ruhig und nachdenklich weiter.

Das Gebüsch lichtete sich, sie waren auf die letzte Dünenhöhe gekommen, von welcher der Strand sanft zum Meere hinabfiel. Die feinen, niedrigen Strandkräuter zitterten im Wehen des sanft und

gleichmäßig dahinstreichenden Windes, von unten tönte in leisem Rauschen der kräuselnden Wellen jene ewige Melodie des Meeres herauf, welche bald hoch und gewaltig anschwellend, bald in lieblich wehmüthigem Flüstern verhallend, mit wunderbarer Gewalt in die Tiefen der Menschenseele hineinklingt, sie feierlich stille macht und vom Erdenstaube loslöst, so daß die Harfen aller Dichter vom göttlichen Homer bis zu unseren Tagen der heiligen Salzflut weihevolle Loblieder entgegentragen. Ueber die tiefblaue Wasserebene warf der Mond seinen tausendfach gebrochenen schimmernden Lichtstreif und auf weite Entfernung hin sah man nichts als lichtbestrahlten Ufersand, so daß man jede Annäherung, von welcher Seite sie auch kommen mochte, lange vorher hätte bemerken müssen.

Die beiden jungen Leute standen auf der Höhe der Düne einen Augenblick still und blickten schweigend, überwältigt von der großartigen Einfachheit dieser stillen Majestät der ruhenden und doch in ewiger Lebensbewegung athmenden Natur, auf den Strand und das Meer hin.

Dann wendete sich der Zigeuner zu dem Grafen und sprach in ernstem, bestimmtem Ton, mit dem Ausdruck einer sichern, fast befehlenden Ueberlegenheit:

„Ihre Anwesenheit, Herr Graf, beweist mir, daß Ihnen die Nachricht über die Mittheilungen, die ich Ihnen zu machen habe, zugegangen ist und daß Ihre Gesinnung Sie bereit macht und wünschen läßt, diese Mittheilungen zu empfangen, wie wir nach den uns über Sie zugegangenen Nachrichten allerdings erwartet haben."

„Ich werde jede Mittheilung mit Freude empfangen," erwiederte Graf Wallenberg, „die mir so angekündigt ist, wie diejenige, die ich von Ihnen erwarten darf, mein Herr; — Sie kennen mich," fuhr er ein wenig zögernd fort, „darf ich fragen, mit wem ich die Ehre habe zu sprechen? denn ich muß annehmen, daß Sie nicht sind, was Sie scheinen."

„Herr Graf," erwiederte der Fremde, „weder ich, noch Diejenigen, die mich gesandt haben, hegen das geringste Mißtrauen gegen Sie, — wir haben Sie beobachtet und geprüft und glauben an Ihre treue und reine Liebe zum Vaterlande, — die Zeit aber ist furchtbar ernst und an zartem Faden hängt die Spitze des tödtlichen Schwertes über dem Haupt eines Jeden, der sich der heiligen Sache des Vaterlandes weiht. Ich bitte Sie daher, mir bei Ihrer Ehre und bei dem Heil des Vaterlandes zu schwören,

niemals etwas von dem, was ich Ihnen sagen werde, über Ihre Lippen kommen zu lassen, nicht dem vertrautesten Freunde, nicht der Geliebten gegenüber, nicht im einsamen Selbstgespräch, — ich muß Ihnen sagen, daß jeder Laut, der dem Geheimniß, das Sie erfahren sollen, Worte gibt, unfehlbar mit dem Tode bestraft wird, selbst wenn kein Verrath dadurch beabsichtigt wird, selbst wenn keine Gefahr und kein Schaden daraus entsteht."

Graf Wallenberg blickte einige Sekunden in ernstem Nachdenken vor sich nieder.

„Und wenn ich diesen Schwur nicht leiste?" fragte er dann, forschend in das Gesicht des Fremden blickend.

„Dann wird kein Laut über meine Lippen kommen," erwiederte Dieser, „ich werde zu meinem Lager zurückkehren und mich nur noch zu entschuldigen haben, daß ich Sie zu diesem Spaziergange veranlaßt habe."

Einen Augenblick sah der Graf sinnend den Fremden an, dessen blaue Augen im Mondglanz leuchteten, dann erhob er die Hand und sprach mit voller, fester Stimme:

„Ich schwöre bei meiner Ehre und bei dem Heil des Vaterlandes, Alles, was ich in dieser

Stunde hören werde, als ein heiliges Geheimniß in der Tiefe meiner Brust zu verschließen — ich unterwerfe mich der Strafe, welche über die Verletzung dieses Schwures verhängt ist."

„Gut," sagte der Fremde, indem er dem Grafen die Hand reichte, „ich nehme Ihren Schwur an, er wird nicht vergessen werden. Nun erlauben Sie mir," fuhr er fort, „mich Ihnen vorzustellen — ich bin der Lieutenant von Herbenstein, — ein Kampfgenoß des herrlichen Schill, dessen Name und Andenken uns aus der Nacht dieser Tage zu einer schönern Zukunft voranleuchtet. Es ist mir gelungen, mich vor der Verfolgung der französischen Schergen zu retten, — ich bin glücklich auf meinen Besitzungen in der Mark angekommen, wo man nichts von dem Grunde meiner Abwesenheit wußte, und habe dort ruhig und unangefochten bis jetzt gelebt."

Er hob die Hand zu seinem Kopf empor und nahm eine Perrücke mit dem glatt herabhängenden schwarzen Haar ab, — kurzgeschnittene blonde Locken kamen zum Vorschein in wundersam eigenthümlichem Kontrast mit dem gelbbraun gefärbten Gesicht.

Graf Wallenberg schüttelte kräftig seine Hand und rief:

„Ich schätze mich glücklich, einen der Helden jener Schaar begrüßen zu können, welche im Munde wie im Herzen des Volkes lebt und ewig leben wird."

„Nun hören Sie," sprach Herr von Herbenstein, schnell weiter, „unsere Erhebung ist niedergeworfen, — unser Führer und so viele unserer Gefährten haben ihre Treue mit dem Tode besiegelt; — unser Unternehmen mag tollkühn gewesen sein, — Viele werden es thöricht nennen, — doch war es eine Ermuthigung für Viele, — ein Aufschrei zu dem rächenden Gott, — ein Lichtblick in der Nacht, — vielleicht der erste Strahl des Morgenroths eines neuen Tages, dessen Licht unter dem Horizont, von der Welt noch ungesehen, heraufsteigt."

„Gott möge es geben!" sagte Graf Wallenberg.

„Er wird es geben!" rief Herr von Herbenstein feierlich, „schon nahen die Vorboten des Sturmes, der dem Wetter vorangeht, welchem die neue verklärte Zukunft entsteigen wird.

„Da die Vorsehung," fuhr er fort, „mein Leben erhalten hat, so habe ich um so heiliger und schwerer die Pflicht empfunden, in stiller Arbeit das große Werk der Befreiung fortzuführen, dem

meine edlen Gefährten ihr Blut opferten, und bald hat sich mir Spielraum und Gelegenheit dazu gegeben, — ein Kreis treuer und furchtloser Patrioten hat sich an einander geschlossen, um den Gerichten Gottes die Wege zu ebnen —"

„Der Tugendbund," fiel Graf Wallenberg ein, „ich weiß es, — ich gehöre ihm an —"

Herr von Herbenstein hob, ihn unterbrechend die Hand empor.

„Der Tugendbund," sagte er, „ist eine kraftvolle und vortreffliche Verbindung, um alle Guten und Treuen im ganzen Volk in dem einen, großen Gedanken der Befreiung mit einander zu vereinen, — um das ganze Volk, dessen innerstes Leben, dessen Blut vergiftet war durch französische Ansteckung, wieder zu durchdringen mit reinem und frommem Geiste deutscher Treue und deutschen Glaubens; der Tugendbund ist erziehend, belehrend, erweckend, — aber er ist nicht drängend, treibend und handelnd — und auch der treibenden, handelnden Elemente bedürfen wir, denn leider ist in Berlin von solchem Geiste nicht viel zu spüren.

„Mehr aber als je," fuhr er fort, während Graf Wallenberg in höchster Spannung zuhörte, „mehr als je thut es jetzt Noth, eifrig und feurig

zum Handeln zu drängen und die Schwankenden und Zagenden mit fortzureißen, wenn es sein muß, durch gewaltsames, zwingendes Vorgehen — darum sind überall die festesten und begeistertsten Mitglieder des Tugendbundes zusammengetreten zu einer engern Verbindung, welche jenes großen Organismus belebende und leitende Seele sein soll, wie in der weiten und großen Gesellschaft der Freimaurer über und neben den sichtbaren Leitern die höheren geheimen Grade stehen, welchen erst das letzte Wort des Geheimnisses sich erschließt. — Nach dem Beispiel der besten und edelsten Kampfgenossenschaften aus vergangenen Tagen großen, begeisterten Aufschwunges hat sich der Orden ‚der Ritter der Königin' gebildet."

„Der Ritter der Königin!" rief Graf Wallenberg mit funkelnden Blicken, „das ist die wahre Formel für das hohe Streben, das jetzt jedes ritterliche, jedes männliche Herz erfüllen muß, — die Königin verkörpert das bis zum Tode niedergebeugte Vaterland, um das sie so viel gelitten und geweint, — aber sie weist uns auch hin auf die Hoffnung und Zuversicht, die ihre Seele unerschütterlich in sich trug, wie sie zum ewigen Leben des Lichts eingegangen ist nach dem Leiden und nach

den Schmerzen des Todes, so wird auch das Vaterland auferstehen, — und wie sie edel, rein und treu war, so müssen auch wir rein und treu sein, um uns würdig zu machen zum Kampf in ihrem Namen! — o, das ist schön, — das ist herrlich!"

Er streckte Herrn von Herbenstein in feuriger Erregung beide Hände entgegen.

Dieser ergriff sie mit herzlichem Druck.

„Ich sehe," sprach er, „daß man uns über Sie nicht getäuscht hat, — wer so, wie Sie, mit begeisterungsvollem Verständniß den Gedanken erfaßt, der unserer Verbindung zum Grunde liegt, dem habe ich nicht nöthig mehr zu sagen, — der ist bereit, der Unsere zu werden und bis zur Befreiung des Vaterlandes all' sein Wollen und Denken, seine ganze Kraft und sein ganzes Streben diesem einen Ziel zu weihen."

„Das will ich!" sprach Graf Wallenberg mit lauter, fester Stimme, indem er den Blick zu dem sternenbesäeten Himmel emporhob.

„So hören Sie weiter," sagte Herr von Herbenstein, unwillkürlich die Stimme dämpfend, obgleich weit hinaus nichts als Dünensand und wehende Halme der Strandkräuter sie umgaben, „wir haben sichere Nachrichten aus Petersburg durch einen der

Unseren, der sich in hoher Stellung in Berlin zu erhalten gewußt hat, — der große Zusammenstoß des Westens mit dem Osten, des blutigen Tyrannen und der auf seinen zwei Augen und seinem Glück stehenden Macht mit dem legitimen Beherrscher des gewaltigen russischen Reichs, dem Vertreter und Vertheidiger des Rechtes der Fürsten und der Völker, — dieser Zusammenstoß steht nahe bevor. Der Kaiser Alexander, welcher lange den Frieden zu erhalten gesucht hat, um sich sammeln zu können zu neuer, entscheidender Anstrengung, welcher sogar einen Augenblick geblendet war von den persönlichen Eigenschaften des französischen Eroberers, ist endlich tief empört über die immer steigenden, immer gebieterischer ausgesprochenen Forderungen, die er nicht mehr erfüllen kann, ohne den Wohlstand seines Reiches auf immer zu zerstören, ohne die Ehre Rußlands zu beugen vor der Anmaßung des siegestrunkenen Sohnes der französischen Revolution."

„Dank, mein Herr, — Dank, mein Freund," rief Graf Karl in freudiger Aufwallung, „für die frohe Botschaft, die Sie mir verkünden, das Morgenlicht bricht an, — in blutig flammender Glut zwar schießen seine Strahlen auf, — aber der

reine herrliche Tag wird folgen, der eine neue Welt der Freiheit, der Arbeit, der Treue und des Rechts beleuchten wird!"

Finster blickte Herr von Herbenstein in das erregte Gesicht des Grafen.

„Eine frohe Botschaft!" sagte er mit tiefem Ernst, „ja wahrlich, das ist die Nachricht, die ich Ihnen gebracht, und sie ist gewiß und sicher verbürgt, — denn wenn auch noch in scheinbar freundlicher Weise Unterhandlungen gepflogen werden, wenn dieselben auch noch den Winter über dauern können, ja dauern werden, so ist man doch in den leitenden Kreisen in Berlin wie in Petersburg fest davon überzeugt, daß der Zusammenstoß erfolgen muß und erfolgen wird, — der vom Cäsarenwahnsinn erfaßte französische Kaiser wird Nichts thun, um ihn zu vermeiden, — Gott hat ihn geblendet, — er wird anstürmen gegen das Bollwerk des Ostens, das unbesiegbar dasteht in der Naturkraft seiner Steppen, — seiner Berge, — seiner Eisfelder, — er wird seine Hand ausstrecken nach der Krone der Weltmonarchie und über die Grenzen Asiens hin auch das in Europa ihm unerreichbare England in's Herz zu treffen suchen, — die indischen Kolonieen!"

„Gottes Gerichten stürmt er entgegen," sagte Graf Wallenberg feierlich, „durch seine Herrschsucht und seinen Ehrgeiz getrieben, welche seinen Arm bewehrten zur sündigen Auflehnung gegen die heiligen Ordnungen des ewigen Rechts!"

„So glauben Sie, — so glaube ich," sagte Herr von Herbenstein, „aber leider denken und fühlen nicht Alle so, wie Sie und ich, mein Freund, und Diejenigen am wenigsten, welche in ihren Händen die Entscheidung halten über unser armes gebeugtes und zertretenes Vaterland, — über Preußen und über Deutschland, dessen Mark und Blut unser Preußen sein soll zu neuer nationaler Erstarkung und Erhebung."

Er trat näher zu dem jungen Grafen heran und legte seine Hand auf dessen Schulter, wie um seinen Worten mehr Nachdruck zu geben.

„Ich weiß," fuhr er fort, „und weiß es aus sicherster, untrüglichster Quelle, daß bereits von Paris aus in Berlin Anträge, kategorische Anträge auf ein Bündniß gegen Rußland gestellt sind, auf ein Bündniß, das den Armeen des Eroberers freien Durchzug durch Preußen gewähren, eine feste, gesicherte Operations- und Rückzugsbasis geben soll, — und daß in Folge dessen sogar ein

preußisches Hülfskorps gegen Rußland gestellt werden soll."

„Entsetzlich," rief Graf Wallenberg, „welcher Gedanke — preußische Waffen sollen sich gegen den alten Verbündeten richten, — gegen die einzige Macht, von welcher uns noch Heil und Befreiung kommen kann!"

„Ja wohl, entsetzlich ist diese Zumuthung," sagte Herr von Herbenstein, „aber noch entsetzlicher ist es, daß dieses Saatkorn der Hölle auf einen empfänglichen Boden fällt, um zu furchtbar unheilvoller Frucht zu reifen, — denn," fuhr er mit dumpfer Stimme fort, „dieses Bündniß wird geschlossen werden, wenn Gott nicht ein Wunder thut."

„Unmöglich!" rief Graf Wallenberg.

„Und doch wahr," sagte Herr von Herbenstein, „Graf Hardenberg vergißt und verleugnet seine Vergangenheit und die Gesinnungen, die ihn früher erfüllten und begeisterten, er liegt zu den Füßen der Macht und ist berauscht von der Huld und Gunst, mit welcher der französische Zwingherr ihn überschüttet, — er flattert wie der Schmetterling um das verzehrende Licht und furchtbar schmerzlich ist es, zu denken, daß auf seinen buntschimmernden, zitternden Flügeln das Schicksal des Vaterlandes und der künftigen Generationen ruht."

„Aber der König," rief Graf Wallenberg, „der edle, so schwer gekränkte König, — wäre es möglich, daß auch er —"

„Der König," fiel Herr von Herbenstein ein, „ist gebrochen in seinem Muth und seinem Vertrauen, — er wagt es nicht, Alles gegen Alles zu setzen, er glaubt nicht mehr an sich selbst, Bitterkeit und düstere Resignation hält seinen Geist gefangen, seit die Königin dahingeschieden ist, — die Einzige, welche in dieser Noth, in dieser Stunde schwerer und verhängnißvoller Entscheidungen seinen Muth entflammen, seinen Willen erheben könnte zu einem freien und großen Entschluß."

Graf Wallenberg blickte mit traurig gesenktem Kopf zu Boden.

„Aber," fuhr Herr von Herbenstein fort, „wenn die Königin nicht mehr da ist, um zu großer und kühner That zu mahnen und ihre Stimme zu erheben für die Sache des Vaterlandes, — so sollen ihre Ritter an ihre Stelle treten, — sie blickt herab auf uns von den Höhen der ewigen Verklärung, wir wollen hier auf Erden handeln in ihrem Geiste."

„Jetzt erst verstehe ich ganz," rief Graf Wallenberg, freudig aufathmend.

„An uns ist es," sprach Herr von Herbenstein mit erhobenem Ton weiter, „soweit wir unser Wort vernehmen lassen können, das Volk zu erfüllen mit dem gläubigen, hoffenden Vertrauen der verklärten Königin und dann den Gefühlen des Volkes Ausdruck zu geben, damit sie sich vernehmbar machen bis zum Thron hinauf, um in dem Könige die Erinnerung wach zu rufen an die Leiden seiner in Schmerz und Kummer dahingeschiedenen Gemahlin, welche gerechter Rache harrt an dem Unterdrücker des Vaterlandes, und den Rath jener lauen und zweifelhaften, jener schwachen und traurigen Götzendiener der Macht zu übertönen."

„Aber wird man uns hören, mein Freund?" fragte Graf Wallenberg traurig, „wenn die Stimme des gewaltigen Stein, der doch gewiß nicht schweigt, ungehört verhallt, wenn Scharnhorst in unthätiger Ruhe sich fern hält —"

„Scharnhorst unthätig?" rief Herr von Herbenstein, „er ist die thätige Seele der Organisation der Landwehr, welche im Stillen unaufhaltsam vorschreitet, — sein Freund und Schüler Gneisenau leitet das große Werk der Bewaffnung des Volkes als Rath im Ministerium, und ohne daß die Späher des Unterdrückers es ahnen, ist das ganze manneS-

kräftige Volk in ein Heer umgeschaffen, das heute den Pflug verlassen und morgen in Schlachtordnung dem Feinde entgegentreten kann.

„— Doch das Alles ist umsonst," fuhr er bitter fort, „wenn Hardenberg's Rath durchdringt, wenn wir mit dem Tyrannen gegen unsere Befreier in's Feld ziehen, wenn das zum Heere umgeschaffene Volk nichts Anderes zu thun haben wird, als den Rückzug der Franzosen zu decken, wenn sie zerschellt und zersprengt von diesem wahnsinnigen Zuge zurückströmen werden. Darum," rief er, „ist es an uns, den Geist des Volkes zu wecken, damit es sich nicht begnüge, zu bitten, zu rathen und zu warnen, sondern damit es sich, wenn seine Bitten und seine Warnungen ungehört verhallen, erhebe zu eigener That, welche den König losreißt von dem unnatürlichen Bunde, in den man ihn hineindrängen möchte, und die Regierung zwingt, Alles gegen Alles einzusetzen im letzten heiligen Entscheidungskampf. Jeder der Ritter der Königin übernimmt die Verpflichtung, aus allen Kreisen, auf die er Einfluß hat, Gleichgesinnte zu werben und um sich zu vereinen, damit überall, in allen Theilen des Landes, wenn wirklich im Rathe des Königs die Franzosenfreunde durchdringen, was

leider mit Sicherheit zu fürchten ist, — damit dann überall das in den Waffen geübte Volk sich erhebe, nicht wie der edle, unglückliche Schill es that, in plötzlicher Aufwallung, — sondern nach einem festen, zusammenhängenden Plan, so daß alle diese einzelnen Erhebungen zusammenfließen wie die Waldbäche des Gebirges in einem gewaltigen Bergstrom, der mit unwiderstehlicher Gewalt über alle Kombinationen feiger und verblendeter Politik hinweg den König fortreißt und dem französischen Gewalthaber in dem Geiste des Volkes, in dem Geiste der verklärten Königin verderbenbringend entgegenrauscht.

„Glauben Sie," fuhr er fort, „in diesem Sinne wirken zu können? glauben Sie eine Schaar zusammenrufen zu können, welche, wenn das Losungswort gegeben wird, mit Ihnen aufbricht zum heiligen Kampf, welche bereit ist, nicht nur den Geschossen der Feinde sich entgegenzustellen, sondern auch der Strafe des Gesetzes von der Hand der irregeleiteten eigenen Regierung sich auszusetzen, die wir, ihr selbst zum Trotz, auf die rechte Bahn zu drängen unternehmen, — so schlagen Sie ein, um durch mich aufgenommen zu werden in den Bund der Ritter der Königin."

Er streckte dem Grafen die Hand entgegen.

Dieser aber stand ernst und sinnend da, zögernd hielt er seine Rechte zurück.

„Ich fühle wie Sie," sagte er, „mein Herz empört sich bei dem Gedanken an ein Bündniß mit dem Todfeind gegen die einzige Macht, die uns retten kann, — aber, mein Freund, können, dürfen wir handeln in so schwerer, verhängnißvoller Zeit ohne den Befehl des Königs — gegen den König, der doch weiter blickt von seiner Höhe als wir, — der doch des Vaterlandes Wohl tief im Herzen trägt, der doch des Vaterlandes Geschick am schwersten und unmittelbarsten mit zu tragen hat? Ist ein solches Handeln im Geiste der Königin, die sich so gehorsam und demüthig beugte vor ihrem Gemahl? Können wir ein solches Vorgehen vor allen Denen verantworten, die wir mit auf unsere gefahrvolle Bahn reißen? — verantworten vor den künftigen Geschlechtern, wenn unser Beginnen nicht zum Siege, nicht zur Befreiung und Errettung des Vaterlandes, sondern zu seiner Vernichtung führt? Und wissen wir gewiß, daß der König und die Regierung nicht dennoch trotz des scheinbaren Zögerns im letzten Augenblick zu kühnem Entschluß sich erheben? müssen wir Ihnen

nicht überlassen, diesen Augenblick selbst zu wählen und zu bestimmen?"

Herr von Herbenstein hatte den Grafen ruhig zu Ende sprechen lassen, — dann trat er einen Schritt zurück und sagte in kaltem Ton:

„Sie haben mir geschworen, Herr Graf, Niemanden auf Erden von Dem zu sprechen, was ich Ihnen mittheilen würde, — Ihr Schwur hat Sie nicht im Voraus binden sollen, meinen Vorschlag zur Mitwirkung an einem großen, von vielen treuen Patrioten begonnenen Werke anzunehmen, — Sie sind frei, den Ritterdienst der verklärten Königin auf sich zu nehmen oder nicht, und wenn Sie Bedenken, Zweifel — — Besorgnisse haben," fügte er mit kaum merkbarem spöttischem Zucken der Mundwinkel hinzu, „so bleiben Sie ruhig in Ihrem Kreise und warten Sie in Geduld und Ergebung ab, wie das Schicksal die Zukunft gestalten werde. Niemand wird Sie darum tadeln, noch Ihnen einen Vorwurf machen, — wer sich uns anschließt, muß aus voller freier Ueberzeugung zu uns kommen, voll und ganz, ohne Zweifel und Bedenken, — wir brechen alle Brücken hinter uns ab, — und gewinnen wir den Sieg nicht, — so sind wir uns ruhig bewußt, dem Untergang ver-

fallen zu sein. Ich habe es übernommen, diese Gegend zu durchziehen und Genossen für unsern Bund zu werben unter Denen, welche die Noth des Vaterlandes im Herzen empfinden wie wir, — dann kehre ich ruhig auf meine Besitzungen zurück, des Winkes zum Handeln gewärtig, — und Niemand wird jemals erfahren, daß ich mit Ihnen gesprochen, — ich wiederhole, nur völlig freier Entschluß darf die Glieder unseres Bundes verbinden."

Eine glühende Röthe, im hellen Mondlicht sichtbar, flammte in dem Gesicht des Grafen Wallenberg auf.

„O," rief er, „nicht Besorgniß, nicht Furcht hat in meiner Seele Raum, — mit Freuden bin ich bereit, mein Leben für das Vaterland zu opfern, — obgleich," fügte er leise in flüsterndem Ton hinzu, „das Leben so schön ist und so hoffnungsreich mir entgegenwinkt, — aber hat der Zweifel keine Berechtigung, ob ein eigenmächtig vorgreifendes Handeln heilsam, — ob es nothwendig sei?"

„Ein Jeder muß seine Zweifel selbst prüfen und über ihre Berechtigung entscheiden," erwiederte Herr von Herbenstein, „nach den Gesetzen unseres Ordens darf ich kein Wort sprechen, um Ihren

Entschluß zu bestimmen. — Doch," rief er, plötzlich abbrechend und mit der Hand über die Dünen hin nach dem Lande deutend, „was ist das?"

Graf Wallenberg wendete sich nach der bezeichneten Richtung.

Aus dem Schatten des nach den Dünen hin auslaufenden Gehölzes traten mehrere dunkle Gestalten hervor und bewegten sich ziemlich schnell und vollkommen erkennbar auf dem weißen Sande gerade in der Richtung nach der Stelle, auf welcher die beiden jungen Leute standen.

„Es werden Fischer sein," sagte Graf Wallenberg, „welche, wie sie oft Abends zu thun pflegen, eine Fahrt in das Meer machen wollen, um ihre ausgelegten Netze einzuholen."

„Nein," rief Herr von Herbenstein, indem er schnell seine schwarze Perrücke auf das blonde Haar drückte, „ich sehe blanke Knöpfe und Gewehrläufe blitzen, — das sind keine Fischer, — sollte das mir gelten? — ich habe neulich eine Warnung erhalten, daß man in Berlin wachsam geworden, — wohin können wir uns zurückziehen?"

„Sie haben uns jedenfalls so gut gesehen, wie wir sie," sagte Graf Wallenberg, „sie kommen mit verdoppelter Eile hieher, jeder Versuch, uns zu

entfernen oder zu verbergen, würde uns nur verdächtig machen. Warten wir es ab; — wer sie auch sein mögen — Jedermann kennt mich hier, und in meiner Gesellschaft haben Sie auf dem Grund und Boden von Brandow nichts zu fürchten."

Schnell nahten die Gestalten, — man unterschied bald deutlich dunkle Uniformen bei den Vordersten — sie trugen Büchsen und kurze Seitengewehre. Mehrere Andere, augenscheinlich Fischer, folgten.

„Halt," schallte es herüber, als die Nahenden in Gehörweite gekommen waren, „steht und rührt euch nicht!"

Graf Wallenberg und Herr von Herbenstein traten den schnell Heraneilenden ruhig entgegen.

Es waren vier bis fünf preußische Zollwächter, welche sofort die beiden jungen Leute umringten, — die Fischer blieben einige Schritte zurück.

„Wer seid ihr und was thut ihr hier?" fragte der Führer der Zollwächter, ein junger, kräftiger Mann mit starkem Schnurrbart, — eine große Narbe quer über Stirn und Wange im Gesicht.

„Wir könnten die Frage zurückgeben," sagte Graf Wallenberg, „denn wir stehen auf öffentlichem Boden, dessen Betreten Jedermann frei steht, und

haben zu keinem Verdacht Veranlassung gegeben, — doch den Dienern der Obrigkeit gebührt stets Antwort; — ich bin," fuhr er fort, den Hut mit der breiten Krämpe abnehmend, „der Graf von Wallenberg, der Sohn des Gutsherrn von Brandow, auf dessen Territorium wir uns befinden, — das wird genügen."

„Ja — in der That, es ist der junge Herr Graf," sagten einige der Fischer herantretend und zwei der Zollwächter wiederholten bestätigend deren Aussage.

Der junge Mann, welcher die Patrouille führte, griff höflich grüßend an seine Mütze.

„Der Herr Graf haben das volle Recht, auf Ihrem Gebiete zu gehen, wann und wo Sie wollen," sagte er, „ich bin erst seit einiger Zeit hier im Dienst und habe daher nicht die Ehre, Sie zu kennen, — aber Sie werden entschuldigen, wenn ich Diesen da anhalte," — er deutete auf Herrn von Herbenstein, welcher einen Schritt zurück stand, — „die Vorschriften wegen des Schmuggelhandels sind sehr streng und die Zigeuner sind schon mehrfach als Agenten der Schmuggler entdeckt."

„Ich habe mir von dem Mann hier ein wenig die Lehre der Sterndeutung erklären lassen," sagte

Graf Wallenberg mit einer gewissen unruhigen Verlegenheit, „ein Scherz — der Mann ist unverdächtig —“

„Der Herr Graf werden verzeihen,“ fiel der Zollwächter ein, „wenn ich meine Schuldigkeit thue und ihn arretire und durch meine Leute festhalten lasse, bis ich meinen Streifzug beendet; kann er sich dann ausweisen, so wird ihm nichts Uebles widerfahren.“

Unschlüssig und fragend blickte Graf Wallenberg auf Herrn von Herbenstein.

Dieser hatte den jungen Führer der Zollwächter scharf in's Auge gefaßt. Jetzt trat er zu ihm heran und sprach:

„Ich werde dem Herrn Lieutenant Müller jede nöthige Auskunft über meine Person geben, wenn er mich einen Augenblick anhören will.“

Betroffen blickte der junge Mann in das Gesicht des Sprechenden, — dasselbe schien keine Erinnerung in ihm zu erwecken, doch folgte er Herrn von Herbenstein, der ihn einige Schritte seitwärts führte und leise zu ihm sagte:

„Erinnert sich der tapfere Sergeant Müller, den unser Schill zum Lieutenant ernannte, seines Kameraden Herbenstein nicht mehr?“

Er deutete auf die rothe Narbe im Gesicht des Zollwächters.

„Herr von Herbenstein — mein Gott, ist es möglich?“ rief Dieser, — „ja, ja,“ fuhr er fort, scharf in das Gesicht des scheinbaren Zigeuners blickend, „das sind die blauen Augen, — und jetzt erkenne ich auch die Züge unter der braunen Farbe wieder, — aber was thun Sie hier — unter dieser Verkleidung?“

„Vielleicht,“ erwiederte Herr von Herbenstein, „arbeite ich in derselben Sache, der Sie dienen — D. E. R.,“ sagte er langsam, jeden der drei Buchstaben scharf betonend.

„Deus et regina!“ rief der Zollwächter, „ein Ritter der Königin — ja — wie konnte ich fragen? — Sie mußten zu uns gehören — — und der Graf?“ fragte er noch leiser.

„Er zögert noch,“ erwiederte Herr von Herbenstein, „doch ist seine Gesinnung gut, — was thun Sie hier?“ fragte er dann zurück, „wozu dieser nächtliche Streifzug?“

„Wir erwarten ein Schiff von England mit Kolonialwaaren, — es hat eine Lizenz und bringt vielleicht Nachrichten, — der Kapitän ist sicher und uns gut empfohlen, — der französische Konsul hat

seine Tantième erhalten, — dort liegt die Brigg und erwartet uns."

Er deutete nach dem Meer hin, — eine Brigg mit gerefften Segeln lag in grauen, schattenhaften Umrissen nicht fern der Küste.

„Nehmen Sie mich mit," sagte Herr von Herbenstein schnell, „vielleicht kommt von dort eine Botschaft, die wichtig für mich ist."

Der Führer der Zollwächter blickte nachdenklich vor sich hin, — dann neigte er den Kopf und trat zum Grafen Wallenberg.

„Der Mann hat sich genügend ausgewiesen, Herr Graf," sagte er, „ich muß hinaus, um jenes Schiff dort zu revidiren, — zu aller Sicherheit will ich ihn mit mir nehmen, — es ist vorgekommen, daß den Schmugglern Zeichen vom Lande gegeben sind —"

„Darf auch ich Sie begleiten?" fragte Graf Wallenberg, „eine Fahrt auf das Meer hinaus in diesem reinen Mondschein muß herrlich sein."

Der Zollwächter blickte seitwärts zu Herrn von Herbenstein hin.

Dieser machte ein unmerkliches Zeichen der Zustimmung.

„Es wird mir eine Ehre sein, wenn der Herr

Graf mich begleiten wollen," sagte der Zollwächter.

Dann wendete er sich zum Strande, — der Graf schritt neben ihm, Herr von Herbenstein folgte mit den Uebrigen.

Es war ein großes Boot eine Strecke auf den Ufersand gezogen, — die Fischer brachten es schnell in's Meer, Alle stiegen ein und mit regelmäßigen Ruderschlägen bewegte sich das Fahrzeug durch die langsam heranrollenden breiten und ruhigen Wellen vorwärts.

Schnell näherte man sich der unmittelbar vor den langen Sandbänken der Küste liegenden Brigg, immer deutlicher trat der Bord und die Takelage im unsichern Mondlicht hervor, — man unterschied die Gestalten der Matrosen, welche über die Schiffsseite herabblickten.

„Boot ahoi — wer da?" erscholl eine starke Stimme vom Hinterdeck über die ruhige See hin.

„Zollwache," tönte die Antwort zurück — noch einige Ruderschläge — die Schiffsleiter wurde herabgelassen und der Führer der Patrouille mit seinen Leuten stieg an Bord, — der Graf und Herr von Herbenstein folgten — die Fischer blieben im Boote zurück.

Der Kapitän, ein wettergebräunter, kräftiger Seemann, stand am Aufgang zum Verdeck und begrüßte artig den Zollbeamten, während er erstaunt den Grafen Wallenberg in seiner Blouse und seinem großen Hut und noch mehr den ihm folgenden Zigeuner betrachtete.

„Sie haben eine Lizenz?" fragte der von Herrn von Herbenstein als Lieutenant Müller bezeichnete Führer der Zollwächter.

„Ja, Herr," erwiederte der Kapitän, „wollen Sie mir in die Kajüte folgen, so will ich sie Ihnen vorlegen."

Auf einen Wink des Lieutenant Müller blieben die Zollwächter auf dem Verdeck zurück, während er mit dem Grafen Wallenberg und Herrn von Herbenstein den Kapitän in die Kajüte begleitete.

Dieser blickte nochmals fragend und verwundert auf die beiden Begleiter des Beamten.

„Der Herr Graf von Wallenberg — der Sohn des Gutsherrn der Küste," sagte Lieutenant Müller, „welcher mich auf der Fahrt hieher begleitet — Jenen habe ich mitgenommen, weil mir seine Anwesenheit am Strande verdächtig war."

Der Kapitän neigte den Kopf — er mußte in jener außergewöhnlichen Zeit an außergewöhnliche

Erscheinungen gewöhnt sein, — dann öffnete er ein Fach des in der Kajüte befindlichen Pultes und holte daraus ein großes Papier mit Siegel und mehreren Unterschriften hervor.

„Hier die Lizenz," sagte er.

Der Beamte prüfte das Dokument und reichte es dann dem Kapitän zurück.

„Völlig in Ordnung," sagte er, „ich werde Sie mit meinen Leuten in den Hafen geleiten. — Haben Sie sonst nichts Neues? — keine Nachrichten?" fragte er dann in beinahe gleichgültigem Ton, „der Herr Graf von Wallenberg ist begierig, hier in seiner ländlichen Einsamkeit zu erfahren, wie es in der Welt aussieht."

Statt aller Antwort öffnete der Kapitän die Kajütenthür und rief: „Steward!"

Ein junger Mann mit feinen, edlen Gesichtszügen, in Beinkleider von Segeltuch und eine dunkelblaue Friesjacke gekleidet, erschien auf diesen Ruf.

„Ein Glas Madeira für die Herren!" sagte er, „Sie entschuldigen mich," fügte er hinzu, sich an den Zollbeamten und den Grafen wendend, „ich habe noch einige Befehle zu geben und komme sogleich wieder."

Er verließ die Kajüte — der Steward brachte eine Flasche Madeira und einige Gläser.

„D. E. R.“ sagte er, halb vor sich hin, indem er die Gläser füllte.

„Deus et regina!“ wiederholten Herr von Herbenstein und der Lieutenant Müller, während Graf Wallenberg verlegen und unschlüssig vor sich niederblickte.

Fragend und erwartungsvoll sah ihn der Steward an.

„Der Graf Wallenberg gehört noch nicht zu uns,“ sagte Herr von Herbenstein, „doch hat er den Eid der Verschwiegenheit geleistet und ich bürge für ihn, — mein Name ist von Herbenstein, hier der Lieutenant Müller, — wir Beide sind Schill'sche Offiziere.“

Der Steward verbeugte sich mit dem Anstande der vornehmen Gesellschaft und erwiederte:

„Ich heiße von Barchwitz, ich komme von Petersburg und London und bringe ernste Nachrichten. Hier meine Beglaubigung.“

Er zog aus seiner Jacke ein Papier hervor und reichte es Herrn von Herbenstein. Man sah auf dem Blatt unter einigen Zeilen mehrere Namen, darunter die kräftige Unterschrift des Freiherrn von Stein.

Herr von Herbenstein reichte das Papier dem Lieutenant Müller, der es Herrn von Barchwitz zurückgab.

„Die Nachricht, die ich bringe," sagte der Letztere, „ist kurz, aber gewichtig, — der Krieg mit Rußland ist für das nächste Frühjahr gewiß — der Kaiser Alexander ist fest dazu entschlossen, die Rüstungen werden im umfassendsten Maße betrieben, — das ganze russische Volk wird durch die Geistlichen zum fanatischen Widerstand begeistert, Englands Subsidien sind gesichert, — der Tyrann wird im Osten seinen Untergang finden."

Herr von Herbenstein reichte dem Lieutenant Müller die Hand — Graf Wallenberg hörte mit blitzenden Augen und hochklopfendem Herzen.

„Doch ebenso gewiß als diese Nachricht," fuhr Herr von Barchwitz fort, „ist es auch, daß Preußen mit Frankreich gegen Rußland ziehen wird, daß die Söhne unseres Vaterlandes ihr Blut für den Unterdrücker vergießen werden, daß preußischer Boden, — was davon noch übrig ist," fügte er bitter hinzu, — „den Ruhepunkt bilden wird, von welchem aus der himmelstürmende Eroberer seinen Tigersprung gegen die russische Macht beginnen will. Man weiß, daß in Paris kein Zweifel an dem preußischen Bündniß besteht und daß man Hardenberg's, dieses glühen-

den Verehrers des französischen Kaisers, sicher ist. — Es kommt aber Alles darauf an, dieß Bündniß zu verhindern, damit umgekehrt Preußen ein Vorbollwerk werde, an welchem der erste Anprall Napoleon's sich breche, damit dann seine zersplitterten Kräfte in Rußland zerrieben werden. Preußen wird dabei zuerst zusammenbrechen, aber der unterdrückten Welt ein leuchtendes Beispiel geben, um von allen Seiten die Völkerströme gegen den Gottversucher anschwellen zu lassen, und herrlich, ein Phönix aus der Asche wird es wieder erstehen, wenn der König an der Spitze der russischen Siegesschaaren zurückkehrt, mit seinem Wink sein Volk wieder aufrichtend und erhebend. Zieht aber Preußen als Vasall Napoleon's mit gegen Rußland, so wird es mit ihm fallen oder wenigstens niemals zu der Größe erhoben werden, welche dem Erbe Friedrich's, welche dem Lande der Liebe und des Leidens der heilig verklärten Königin gebührt."

Er schwieg einen Augenblick, während die drei anderen jungen Leute finster vor sich niederblickten.

„Darum," fuhr er dann mit erhöhtem Ton fort, „ergeht im Namen der Führer, welche das Gebot des Tyrannen in die Verbannung trieb, der Ruf an alle Treuen, welche das leidende Vater-

land im Herzen tragen und seine Auferstehung erhoffen, — insbesondere an Diejenigen, welche sich dem heiligen Ritterdienste der Rache für die dem Gram und Schmerz erlegene Königin geweiht haben, der Ruf, der ernste dringende Ruf, überall das Volk sich erheben zu lassen gegen das schmachvolle, entwürdigende Bündniß mit dem Todfeinde der deutschen Ehre und Freiheit. Wenn der König den einmüthigen Willen des Volkes sieht, dann wird er den Abgrund erkennen, in den seine Rathgeber ihn hineinreißen wollen, dann wird er die Kraft finden, sich aufzuraffen zu deutschem Handeln, zu deutschem Widerstand gegen den wälschen Eroberer. Jeder muß in seinem Kreise eine feste und entschlossene Schaar sammeln, die bereit ist, wie die Kohorte Schill's, sich der heiligen Sache zu opfern, — zu siegen oder zu sterben, — um dann, wenn das Losungswort gegeben wird, das ganze streitbare Volk zusammenzuführen zu lautem Protest gegen das Bündniß mit Frankreich, zum Kampf, den dann der gereizte Gewalthaber sogleich beginnen wird."

Herr von Herbenstein sah fragend auf den Grafen Wallenberg, der in tiefer Bewegung mit mächtig arbeitender Brust dastand.

„Und das ist der Wille der Verbannten, — das ist der Wille des edlen Stein?“ fragte der Graf.

„Er ist es,“ erwiederte Herr von Barchwitz, „ich bin gesendet, ihn zu verkünden, die Vertrauten anzufeuern und die Guten und Treuen überall zum festen Zusammenschluß an einander und zum Handeln zu ermahnen, — zugleich aber auch,“ fuhr er fort, „zur Vorsicht, zur äußersten Vorsicht, damit nicht unbedachte Schritte Alles vereiteln, — denn wir haben dort sichere Kunde von Berlin, daß der Staatskanzler von unserer Bewegung weiß und daß er nur die Gelegenheit erwartet, um uns unschädlich zu machen. Ich werde selbst nach Berlin gehen, sobald ich am Lande diese Verkleidung abgelegt — meine Abwesenheit ist unbekannt und ich bin unverdächtig, — aber ich warne, — ich mahne dringend zur äußersten Vorsicht, — es muß jedes Wort bewacht werden Unbekannten und Zweifelhaften gegenüber.“

War es Zufall oder Absicht, er warf bei den letzten Worten einen Seitenblick auf den Grafen Wallenberg.

Hoch erröthend, flammenden Blickes trat dieser heran.

„Ich bitte um Aufnahme in den Bund der Ritter

der Königin," sagte er, „Herr von Herbenstein, mein Entschluß ist gefaßt — ich bin der Ihre!"

Der junge Mann in der Zigeunertracht reichte dem Grafen die Hand und sprach:

„So nehme ich Sie auf in Gegenwart dieser beiden Zeugen als ritterlichen Bruder unseres Bundes — geloben Sie: Blut und Leben dem Vaterland, Gehorsam dem Bunde."

„Blut und Leben dem Vaterland — Gehorsam dem Bunde," wiederholte Graf Wallenberg feierlich, „so wahr mir Gott helfe!"

Die Anderen schüttelten seine Hand, dann ergriff Herr von Barchwitz ein gefülltes Glas und rief:

„Dem Vaterland und seiner Freiheit!"

Alle berührten leise anklingend mit ihren Gläsern das seine und leerten sie bis auf den Grund.

„Nun gehen Sie zurück, meine Herren," sagte Herr von Barchwitz, „auch der einsame Strand kann Späher verbergen und wir müssen jeden Verdacht vermeiden. Sie, Graf Wallenberg, halten sich ruhig und still, — sammeln Sie die Treuen und Kampfbereiten um sich und warten Sie des Losungswortes, das Ihnen mündlich oder schriftlich zukommen wird unter dem Wahlspruch des Bundes: Deus et Regina!"

Er ging hinaus.

Nach wenigen Augenblicken trat der Kapitän ein.

„Ich bitte um Verzeihung," sagte er, „die Herren so lange allein gelassen zu haben — Alles ist zur Fahrt bereit," fügte er zu dem Zollbeamten gewendet hinzu: „noch ein Glas Madeira, meine Herren?"

Er füllte die Gläser — sie wurden geleert, — der Graf reichte dem Lieutenant Müller, der in der Kajüte blieb, die Hand und ging hinaus, Herr von Herbenstein folgte in demüthig gebeugter Haltung. Der Steward war in den Schiffsraum hinabgestiegen.

Der Graf und der Zigeuner kletterten die Schiffsleiter hinab in das Boot, die Fischer legten sich in die Ruder und schnell bewegte sich das Fahrzeug dem Strande zu, während auf der Brigg die Segel gesetzt wurden und, vor dem Winde sich blähend, das Schiff langsam seewärts trieben.

Bald stieß das Boot auf den Sand, — die beiden jungen Leute sprangen heraus, der Graf reichte den Fischern ein Goldstück und sagte:

„Ich bitte euch, zu Niemanden von dieser Nachtfahrt zu sprechen."

Dann schritt er mit seinem Begleiter die Dünen hinan.

Auf der Höhe derselben stand Herr von Herbenstein still.

„Meine Botschaft an Sie ist erfüllt, — es ist besser, wir trennen uns so schnell als möglich; — wo wir uns auch immer vor Anderen begegnen und in welcher Gestalt es sei, — kennen Sie mich nicht. Gott gebe, daß bald der Augenblick komme, in dem wir offen unsere Fahne entrollen und uns und den Feinden frei in's Auge blicken."

„Amen!" sagte der Graf. Die beiden jungen Leute standen noch einen Augenblick in festem Händedruck vereinigt neben einander, — dann trennten sie sich, — Herr von Herbenstein folgte dem Wege, der zum Rande des Gehölzes führte, — der Graf wendete sich seitwärts, das Zigeunerlager vermeidend, dem Dorfe zu, um, dasselbe umgehend, zum Schloßpark zu gelangen.

Der Mond war zum Horizont herabgesunken und sendete in dunkelrothem Schein seine letzten Strahlen über die Ebene.

„Es ist spät geworden," sagte der junge Mann, auf die große rothglühende Mondscheibe hinblickend, „ich werde sie heute nicht mehr sehen, — ihr Abendgruß wird nicht in meine Träume hinüberklingen, — doch ich mußte dieser Aufforderung

folgen, — was wird sie denken, daß ich nicht gekommen bin?“

Er blickte seufzend nach dem seitwärts vom Schlosse liegenden Dorf hinüber.

Etwas entfernt von den übrigen Häusern zeichnete sich der dunkle Umriß eines einzeln liegenden kleinen Gehöftes vom Himmel ab. Ein Licht schimmerte von dort herüber.

Betroffen blieb der Graf stehen.

„Mein Gott,“ sagte er, „sie wacht noch — sollte sie mich noch erwarten? — ich muß hin — und wäre es nur, um ihr ein Wort der Liebe zuzurufen und einen Gruß von ihr mit mir zu nehmen, der wie ein Engel des Himmels meinen Schlaf behüten soll.“

Er wendete sich seitwärts und eilte dem Licht entgegen, welches aus dem einzelnen Gehöfte herüber schien.

Siebentes Kapitel.

Der Zigeuner Gitos hatte nach der Entfernung des Grafen Wallenberg und des Herrn von Herbenstein noch einen Gang um das ganze Lager gemacht. Er hatte sich überzeugt, daß die kleinen Pferde auf trockener, reiner Streu lagen, er hatte die Vorhänge des Zeltes, in welches die alte Marogana und Amyta sich zurückgezogen, fest und sorgfältig verschlossen, den mit der Wache betrauten jungen Burschen scharfe Aufmerksamkeit empfohlen und war dann, seine rothe Mütze tief in das Gesicht herabdrückend, aus dem Gebüsch heraus über das Feld in der Richtung nach dem Dorfe hin geschritten.

Als er bis zur Grenze zwischen den Landstrecken der Düne und dem durch einen bepflanzten Wall geschiedenen Wiesenland gekommen war, blickte er, im hellen Mondlicht die Hand vor die Augen haltend, in der Richtung nach dem Dorfe hin.

Die Häuser lagen, seitwärts vom Schloßpark, ziemlich nahe an einander, umgeben von Obstbäumen, — der Mondschein beleuchtete hell die Strohdächer und die weißgetünchten Wände der Häuser mit den schwarzgestrichenen Balken, aus den kleinen viereckigen Fenstern leuchtete der schwache Strahl der an der Decke der Wohnzimmer befestigten Oellampen oder die rothe zitternde Glut des Herdfeuers. Eine Reihe hoher Pappeln bezeichnete die durch das Dorf führende Landstraße, welche sich zur langsam ansteigenden Höhe am Horizont hinaufzog.

Der Zigeuner hatte eine Zeitlang spähend das ruhig und still daliegende Dorf beobachtet, aus welchem nur hin und wieder das Gebell eines Hundes herüberklang, dem dann schnell ringsumher andere Stimmen der wachsamen Haushunde antworteten, — da fiel sein Blick, der Pappelallee der Landstraße folgend, auf ein einzelnes, vom Dorf entfernt und seitwärts der Straße liegendes Gehöft, aus dessen Fenstern ein helleres, weißeres Licht als aus den übrigen Fenstern hervordrang.

„Das ist es," sagte Gitos, „seitwärts von der Straße — ein einzelnes Gehöft — dort werde ich ihn finden."

Er schritt schnell über die abgemähten Stoppeln

des Feldes, welches das Dorf von den Dünen trennte, und nach kurzer Zeit trat er in den, von einer glatt geschnittenen Hecke umgebenen Obst- und Blumengarten, welcher das Gehöft umgab, und ebenso wie das kleine Wohnhaus und das niedere Stallgebäude auffallend sauber und zierlich gehalten war.

Er ging durch einen mit grünem Buchsbaum eingefaßten Weg zu dem Hause, näherte sich vorsichtig dem niedrigen Fenster und blickte in dasselbe hinein.

Er sah ein Zimmer mit einfachen, weißgetünchten Wänden, Balken an der Decke, einen kleinen, grünglasirten Kachelofen in der Ecke, — an der Wand stand ein breites Bett von städtischer Form und so weiß, frisch und sauber, wie man es in den Bauernhäusern dieser Gegend nicht zu finden gewohnt war. Daneben stand ein großer Eichenschrank und an denselben gelehnt ein Degen mit schönem vergoldetem Griff.

In der Mitte des kleinen Zimmers stand ein großer runder Tisch, mit einer bis zur Erde herabreichenden grünen Decke belegt, — auf diesem Tisch lagen Bücher, Papier und ein Schreibzeug, — eine hohe Lampe mit lackirtem Fuß und einer Kuppel von weißem Milchglas, — damals sogar in den höheren Ständen noch ein ziemlich seltener

Luxusartikel, — verbreitete ein ruhiges, gleichmäßiges Licht in dem einfachen, aber behaglichen Raum.

Neben dem Tisch standen zwei große Lehnstühle von alterthümlicher Form, mit tiefen Sitzen und hohen Lehnen.

In dem einen dieser Stühle saß ein Mann von etwa fünfzig Jahren in einem weiten und bequemen Hausrock, vertieft in die Lektüre eines vor ihm aufgeschlagenen Buches. Das Gesicht dieses Mannes war bleich und ernst, jedoch von jener Blässe, welche nicht durch Schwäche und Krankheit, sondern durch Denken und geistiges Arbeiten erzeugt wird. Seine weit vorspringende, kühn geschwungene Nase, seine hochgewölbte Stirn und sein starkes, kräftiges Kinn zeugten von willenskräftiger Energie, — seine unter starken, buschigen Brauen hervorblickenden Augen, welche er zuweilen nachdenkend von dem Buche aufschlug, waren klar und feurig zugleich, — um seinen Mund lag ein Zug von Wehmuth, vermischt mit einem Hauch leichter Ironie, wie sie durch eine nach harten Kämpfen errungene philosophisch gleichmüthige Auffassung des Lebens sich bildet, — das kurzgeschnittene graue Haar und der aufwärts gekräuselte dichte, noch dunkle Schnurrbart gaben diesem außergewöhnlich charakteristischen

Gesicht einen militärischen Ausdruck, der zu der Kleidung und ganzen Umgebung des Mannes nicht paßte.

Ihm gegenüber, ebenfalls im vollen Lichte der Lampe, saß ein junges Mädchen von siebzehn bis achtzehn Jahren. Sie trug ein zwar sehr einfaches, aber doch mehr der städtischen Mode, als der ländlichen Tracht der Bäuerinnen entsprechendes Kleid von schwarzem Wollenstoff, eine kleine blendend weiße Krause mit einer hellblauen Seidenschleife um den Hals. Ihr Gesicht war fein und zierlich, von reichen Flechten dunkelbraunen Haares umgeben, ihre großen, schwarzblauen Augen mit den langen Wimpern, der feine Mund mit den etwas zugespitzten, aufgeworfenen Lippen gaben diesem ganzen kindlich jugendfrischen Gesicht jenen eigenthümlich pikanten Reiz, der die Französinnen auszeichnet; betrachtete man dazu ihre feine, schmiegsam schlanke Gestalt, die weißen feinen Hände, welche mit geschicktem Eifer die Nadel handhabten, um zugeschnittene Stücke feinen Leinens zu nähen, — so hätte man mit Recht erstaunt sein müssen, diese Erscheinung von so natürlicher Vornehmheit und Eleganz hier in dem kleinen Bauernhaus zu erblicken.

Der Zigeuner hatte eine Zeitlang die vom Lampenlicht hellbeleuchtete Gruppe betrachtet.

„Er ist es," sagte er leise, „er hat mir die Wahrheit über seine Heimat gesagt und die Nachrichten, die ich hier in der Umgegend gesammelt, sind richtig gewesen, — aber woher zum Teufel kommt er zu diesem jungen Frauenzimmer, das wahrlich nicht wie eine Bäuerin aussieht?"

Er trat zur Seite und legte die Hand auf den Drücker der Thür, — diese öffnete sich und ließ eine daran angebrachte Glocke laut und hell ertönen — in demselben Augenblick schlug eine mächtige Dogge an, welche auf dem kleinen Hausflur gelegen hatte, und legte, schnell emporspringend, ihre beiden Vordertatzen auf die Schultern des Zigeuners, welcher, einen leisen Fluch ausstoßend, erschreckt stehen blieb, denn er sah dicht vor seinem Gesicht die fürchterlichen Zähne des Hundes, welcher dumpf knurrte, ohne jedoch weiter ihn anzugreifen.

Unmittelbar darauf öffnete sich die Thür zum Wohnzimmer und im hellen Lampenlicht erschien das junge Mädchen auf der Schwelle.

Ueber ihr ruhiges, heiteres Gesicht flog ein Ausdruck des Schreckens, als sie die ziemlich wilde Gestalt des Zigeuners in seinem bunten, etwas phantastischen Kostüm erblickte — das Wort, mit welchem sie den Hund zurückrufen wollte, erstarb

auf ihren Lippen und unschlüssig wendete sie den Kopf zu dem Manne im Zimmer zurück, der, von seinem Buche aufsehend, die Ursache der Unruhe auf dem Flur zu erkennen suchte.

„Sacredieu, mein Kamerad Harmens," rief der Zigeuner in französischer Sprache mit stark fremdartigem Accent, „ruft Euer verwünschtes Thier zurück, der Hund hat eine sonderbare Art, Eure Gäste zu empfangen, — es ist Euer Kamerad Gitos, der Euch besucht."

Der Mann am Tische erhob sich bei diesen Worten, überrascht und erstaunt, — er trat in die Thür, von welcher das junge Mädchen sich in das Zimmer zurückzog, und rief mit einer kräftigen, klaren und wohllautenden Stimme:

„Strom, laß ab!"

Sogleich ließ der Hund seine Vorderpfoten zur Erde herabgleiten und zog sich leise knurrend in das Zimmer zurück, wo er sich neben den Tisch legte und mit seinen funkelnden Augen jede Bewegung des Fremden verfolgte.

Dieser trat heran und reichte dem Herrn des Hauses die Hand, indem er immer noch in mürrischem Tone sagte:

„So hätte ich mir den Empfang eines alten

Freundes bei Euch nicht gedacht, Kamerad Harmens, mit dem Ihr zusammen für die große Sache der Freiheit gefochten habt."

Der mit dem Namen Harmens Angeredete erwiederte den Händedruck und sprach, ohne daß ein besonders freudiger Ausdruck auf seinem Gesicht bemerkbar war:

„Der Hund ist ein treuer Wächter — er thut ungereizt Niemanden etwas und hält nur Jeden ab, ohne meine Erlaubniß mein Haus zu betreten. Doch tretet näher und seid willkommen unter meinem Dach! — Blanche," sagte er, sich zu dem jungen Mädchen wendend, „bringe eine Flasche Wein und einen Imbiß, — das Beste was wir haben, — es gilt einen alten Kameraden zu bewirthen."

Das junge Mädchen ging hinaus mit einem verwunderten und scheuen Blick auf den Zigeuner, der mit seinem Wirth in das Zimmer trat und sich auf einen der dort stehenden Lehnstühle niederließ, indem er fragte:

„Wer ist diese junge, hübsche Person, mit der Ihr hier Eure Einsamkeit unter den Bauern theilt?"

„Meine Tochter," erwiederte Harmens.

„Eure Tochter?" fragte der Andere, „ich wußte nicht, daß Ihr verheirathet waret."

„Ich war es nur kurze Zeit und ließ das Kind auf dem Lande erziehen," erwiederte Harmens kurz und fuhr dann, schnell abbrechend, fort: „Doch sagt, was treibt Ihr, was führt Euch her — und wie habt Ihr mich gefunden?"

„Was ich treibe?" erwiederte Gitos, „nun" — er deutete auf seinen Anzug — „Ihr seht, ich habe das Gewerbe des Stammes, in dem ich geboren, wieder aufgenommen, — ich wandere im Lande umher mit einer Bande meiner Stammesgenossen und lebe von dem, was das Schicksal, der Zufall und meine Geschicklichkeit mir verschafft; — wie ich Euch gefunden habe? — Ihr habt mir ja einst, als wir in Amerika in der Armee Lafayette's Zeltkameraden waren und uns über unsere Schicksale unterhielten, den Namen des Dorfes Eurer Heimat genannt, — da ich nun diese Gegend durchzog, so habe ich mich nach Euch erkundigt und Euch gefunden; — was mich hieher führt? — zunächst der Wunsch, einen alten Kameraden zu begrüßen — und dann — doch davon," sprach er, indem ein düsteres Feuer in seinen Blicken aufloderte, „laßt uns sprechen, wenn wir auf unser frohes Wiedersehen nach so langer Zeit werden angestoßen haben."

Er deutete nach der Thür, in welcher so eben das junge Mädchen erschien, um ein großes Präsentirbrett mit Brot, Schinken, Eiern und einigen Früchten, sowie einer bestaubten Weinflasche und zwei Gläsern auf den Tisch zu stellen.

„Geh' auf Dein Zimmer und laß uns allein," sagte Harmens, indem er die Flasche entkorkte und einen herrlich duftenden dunklen Rheinwein in die Gläser einschenkte.

Blanche wollte grüßend das Zimmer verlassen, Gitos hielt sie bei der Hand zurück. „Ich hoffe," sagte er mit einer gewissen ritterlich militärischen Artigkeit, — „Sie werden einem alten Kameraden Ihres Vaters das Glas kredenzen."

Blanche blickte fragend auf ihren Vater, dieser neigte den Kopf, — sie berührte eines der Gläser mit den Lippen und reichte es dem Gast, indem sie mit wohlklingender Stimme in reinem Französisch sprach:

„Auf Ihr Wohl, mein Herr!"

Dann grüßte sie freundlich und anmuthig und ging hinaus.

„Ein schönes Mädchen, Eure Tochter," sagte Gitos deutsch, „mit allen Manieren einer vornehmen Dame — ich begreife nicht, wo sie das hier unter den Bauern gelernt hat, — Teufel,"

fuhr er fort, sein Glas leerend, „Ihr lebt nicht schlecht hier, — das ist ein Wein, der einem fürstlichen Keller Ehre machen würde."

„Ich lebe, wie die Bauern hier alle leben," erwiederte Harmens, „nur daß ich ein wenig mehr auf die äußere Form gebe und mir für Festtage und für den Besuch von Freunden ein gutes Glas Wein in meinem kleinen Keller erhalte, — zur Erinnerung an alte Zeiten," fügte er mit einem trüben Lächeln hinzu, indem er die Flasche ergriff, um Gitos wieder einzuschenken.

„Nun," sagte Gitos, sein Glas hinhaltend, „Jeder lebt, wie er will und wie er kann, — ich würde es nicht aushalten in diesem elenden, abgelegenen Dorf unter den dummen Bauern, — auf der Scholle, die ja nicht einmal Euer ist," fügte er mit stechendem Blick hinzu, „die Euch zum Sklaven — zum Frohndiener des Schloßherrn macht, der über Eure Kraft gebieten kann, wie über die Kraft des arbeitenden Viehes."

Er leerte, mit der Zunge schnalzend, die Hälfte seines wiedergefüllten Glases.

„Die Einsamkeit thut mir wohl," sagte Harmens ruhig, „die Erziehung meiner Tochter, der Umgang mit ihr genügt mir, — und der Gutsherr nimmt

Rücksicht auf mich und verschont mich mit den persönlichen Diensten, die allerdings auf meinem Grundstück haften, gegen eine geringe Abgabe, — so sehe ich hier ruhig und unberührt von der Welt mein Alter herannahen — doch Ihr," fragte er dann, „wie ist es Euch ergangen?"

„Ich habe noch weiter gedient," erwiederte Gitos, „seit Ihr zum Offizier ernannt und zu einem andern Regiment versetzt wurdet, — wo Ihr," sagte er mit einer gewissen Bitterkeit, „nicht mehr Zeit fandet, Euch nach Eurem alten Zeltkameraden zu erkundigen, — mir wurde es nicht so gut wie Euch, — ich blieb gemeiner Soldat, — ich habe die Feldzüge am Rhein mitgemacht gegen die Preußen, welche die Revolution besiegen wollten und so jammervoll zurückgeworfen wurden, — ich habe," fuhr er mit blitzenden Augen fort, „das Königthum zusammenstürzen und das freie Volk in seiner herrlichen, wilden Kraft die Tyrannei zerbrechen sehen, — ich habe," sagte er dann düster, indem er mit der geballten Faust auf den Tisch schlug, daß die Gläser klirrten, „ich habe die Freiheit wieder zertreten sehen von dem eisernen Fuß dieses korsischen Despoten, — der zwar einigen von jenen alten Königen die Kronen von den Köpfen geschlagen

hat, aber nur um sie seinen Brüdern und Vettern wieder aufzusetzen, — der die Völker auf die Schlachtfelder führt, um sie für seine unbezähmte Herrschsucht schlachten zu lassen, — und da habe ich den Dienst verlassen und bin zu dem alten Leben meines Stammes zurückgekehrt, — hinstreifend durch Wälder und Felder, nur des Himmels weites, freies Dach über mir, bin ich frei, — so frei, als ich es in dieser Welt der Tyrannei und Knechtschaft überhaupt sein kann!"

Harmens blickte schweigend zu Boden.

Gitos ergriff die Flasche, schenkte selbst sein Glas wieder voll und leerte es mit einem kräftigen Zuge bis auf den Grund.

„Hört, Kamerad Harmens," sagte er dann, dessen Arm über den Tisch hin mit der Hand berührend, „antwortet mir auf eine Frage ehrlich und ohne Rückhalt: — seid Ihr noch derselbe in Euren Gedanken, in Eurer Gesinnung und Hoffnung, der Ihr einst waret, als wir voll glühender Begeisterung über das Meer hingezogen waren, um unter den Fahnen Frankreichs zu kämpfen für die Freiheit des amerikanischen Volkes, das sich erhoben hatte, sein Joch zu zerbrechen, — als wir licht und golden die Zukunft vor uns sahen, voll Hoff-

nung, daß die Freiheit, für die wir jenseits des Ozeans unser Leben einsetzten, in Frankreich durch die Macht der Ideen zum Siege gelangen und von dort aus den Weg um die Welt machen würde — denkt Ihr noch so, wie Ihr damals dachtet, und hofft Ihr noch, wie Ihr damals hofftet?"

Harmens sah ihn lange und ernst an, — dann sog er den Duft der Blume seines Weines ein, that einen Zug aus seinem Glase und sprach, indem er sinnend den im Licht der Lampe funkelnden Wein betrachtete:

„Seht, mein Kamerad Gitos, — dieser Wein war einst junger Most, der in wilder Gährung aufschäumte und die Reifen des Fasses zu sprengen trachtete, — jetzt ist er ruhig und klar geworden, golden blinkt er im Licht, reiner, würziger Duft schwebt über ihm und edles, kräftiges Feuer gießt er in unsere Adern, — und doch ist es derselbe Wein, doch ist es dieselbe Kraft, die ihn einst aufgähren und sprudeln, jetzt stärken und erwärmen läßt.

„So bin auch ich derselbe," fuhr er fort, indem er das Glas auf den Tisch stellte, „dieselben Gedanken, dieselben Hoffnungen beleben mich, — aber der jugendlich schäumende Most ist alter Wein

geworden, der nicht mehr das Faß zersprengen, sondern belebenden, stärkenden Geist durch die Welt ausgießen möchte, ihrem kranken, matten Blute Kraft und Feuer zu geben.

„Ich habe," sagte er, während Gitos finster den Kopf schüttelte, „die wilde Gährung der Ideen gesehen, welche wir als Ideale verfolgten, — ich habe gesehen, wie die Freiheit in Frankreich mit Blut und Koth besudelt wurde, wie in ihrem heiligen Namen der Mord und alle Laster ihre Willkürherrschaft aufschlugen, — da bin ich fortgegangen und habe die Armee eines Landes verlassen, das so tiefer Erniedrigung verfallen war, — da bin ich hieher gegangen in diesen stillen Winkel der Erde, um zu erwarten, daß die Ideen der Freiheit sich zu reiner, edler Klarheit durcharbeiten, die Welt zu erquicken und zu verjüngen und zu stärken. Frankreich aber, das im Namen der Freiheit den blutigen Despotismus roher Massen aufrichtete, ist nichts Anderes werth, als, unter den Fuß des Soldatenkaisers gebeugt, dessen eiserne Zuchtruthe zu fühlen."

„Und Ihr glaubt," rief Gitos, „daß hier in Deutschland, dessen eine Hälfte von französischen Statthaltern beherrscht wird und in dessen anderer

Hälfte die alten Könige unbelehrt vom Unglück und den Erschütterungen der Zeit, in alter Weise fortwirthschaften, — Ihr glaubt, daß hier die Idee der Freiheit in Eurem Sinne sich verwirklichen könne, wie der gährende Most zu edlem Wein wird, — durch Stillliegen?" fragte er, höhnisch die Achsel zuckend.

„Ich glaube es," erwiederte Harmens ruhig, „ich beobachte hier von meiner stillen Zurückgezogenheit aus sorgfältig und aufmerksam. Die Gährung durcharbeitet das Volk von unten herauf, ruhig und stetig, die Ideen, welche hier einst kaum gedacht, noch weniger ausgesprochen wurden, erfüllen jetzt schon die herrschenden Klassen, wenigstens in der jüngern Generation, — sie steigen herauf bis in die Kreise der Regierung und in ruhiger Gesetzgebung bereitet sich hier die Reform vor, welche in Frankreich zur wilden Revolution wurde und die Gesellschaft in Trümmer zerschellen ließ. Ich warte ruhig und hoffnungsvoll, — ich denke und arbeite viel in meinem Geist, — Ihr seht," sagte er, auf das Buch deutend, in dem er gelesen, „ich studire des großen Rousseau ‚Gedanken über den Staats- und Gesellschaftsvertrag' und bilde und forme dabei meine eigenen Ideen, — vielleicht

wird die Zeit noch kommen, in der ich berufen sein möchte, in einer wohlgeregelten Vertretung des Volkes meine gereifte Kraft einzusetzen für die Rechte meines Standes, des Standes der Arbeit."

„Der Arbeit," rief Gitos, „wie sie die Regierungen und die Privilegirten verstehen, — das heißt der Knechtschaft! O, Kamerad Harmens," sagte er bitter lachend, „der junge Most Eurer Begeisterung ist alt geworden, — aber kein feuriger Wein — sondern schales, mattes Wasser!

„Verzeiht mir," fuhr er fort, als Harmens ernst und streng die Stirn runzelte, „mein Eifer reißt mich hin, — es schmerzt mich, Euch so still und ergeben zu sehen, — denn ich hoffte auf Eure Kraft, — ich bin gekommen, Euch wach zu rufen zu thätigem Handeln, denn wenn jemals, so ist jetzt der Augenblick da, um das zur That zu machen, was einst das Ideal unserer jugendlichen Begeisterung war."

Harmens sah ihn erstaunt und fragend an.

„Seht," sagte Gitos, indem er aufstand und mit einem Blick nach dem Fenster hin ein wenig die Stimme dämpfte, „Ihr laßt Euch auch täuschen von dem Trug der Fürsten, welche stets das Volk nur als den todten, willenlosen Fußschemel ihrer

Macht betrachten. Sie haben gesehen überall — und hier in Preußen vor Allem, daß die alten Armeen nicht Stand halten, daß der Aufschwung der Volkskraft allein unbesiegbar ist, und daß der französische Cäsar sie nur niedergeworfen hat, weil in seinen Heeren noch der letzte Rest republikanischen Geistes lebte, der selbst in seinen letzten, verlöschenden Funken noch genügte, um die Zöpfe, Perrücken und Korporalstöcke zu Paaren zu treiben. Da wollen *sie* nun *auch* das Volk aufbieten, — sie haben die Landwehr organisirt und alle kampffähigen Männer in den Waffen geübt, — ich weiß das sehr gut, — sie wollen die erste Gelegenheit benützen, um den Druck der fremden Herrschaft wieder abzuwerfen, — aber damit das Volk nun auch wirklich in ihre Regimenter sich einfüge, damit diese zahlende und arbeitende Masse, auf die sie voll Verachtung herabblicken, sich für sie schlachten lasse, — deßhalb machen sie einige Gesetze von freisinnigem Klange, die aber doch eigentlich Alles beim Alten lassen — und wenn dem thörichten, gläubigen Volk nicht die Augen geöffnet werden, so wird es sich wirklich erheben und mit seinem Blut die zerbröckelnden Throne wieder zusammenkitten, — damit es dann wieder von Neuem in

die Sklaverei der dienenden Arbeit zurückgeknechtet werde."

„Ich glaube, Ihr irrt," sagte Harmens ruhig, „auch ich habe einst gedacht wie Ihr, — ich war aufgewachsen in dem Gefühl des drückenden Joches, das auf unserem Bauernstande ruhte, — ich war der jüngere Sohn und hatte hier auch nicht einmal das scheinbare und beschränkte Besitzrecht an der Scholle, auf der ich geboren, zu erwarten, — da zog ich hinaus, mir ein Schicksal zu erkämpfen, — voll glühender Begeisterung stritt ich für die Freiheit, — voll Kummer und tiefer Beschämung sah ich ihre unheilvollen, ungezügelten Flammen alles Heilige und Edle zerstören, — mein älterer Bruder war gestorben, müde kehrte ich hieher zurück zu dem väterlichen Besitz und was ich hier sehe, erfüllt mich mit der Hoffnung, daß ruhig und friedlich hier die schöne Zukunft sich entwickeln werde, welche die auflodernde Revolution, wie ich fürchte, in Frankreich für immer zerstört hat."

Gitos wollte auffahren.

Harmens legte die Hand auf seinen Arm und sprach weiter:

„Ich glaube, Ihr täuscht Euch, wenn Ihr die Reformen, welche die Regierung begonnen, für

ein falsches Spiel haltet, um die Kraft des Volkes auszubeuten, — die Gesetzgebung regelt die Verhältnisse des bäuerlichen Besitzes und macht die ländliche Arbeit frei, — ein neues, noch durchgreifenderes Gesetz ist im Werk, wie man sagt, — und wenn es auch noch einige Kämpfe und Schwierigkeiten geben wird, — der Weg zur Freiheit ist betreten, der geordnete, sichere Weg, auf welchem es keine Umkehr gibt und auf welchem die Zukunft sicher und fest gebaut werden wird, statt wie in Frankreich Alles zu einem wüsten Trümmerhaufen zusammenzuwerfen. Ich glaube an den wirklich guten Willen, an die richtige Erkenntniß unserer Staatsmänner, die sich überzeugt haben, daß das zur Bildung und zum eigenen Denken fortschreitende Volk nicht mehr das Fundament bilden kann für den alten Staats- und Gesellschaftsbau, — und wenn die Zeiten anders würden, — je ruhiger, langsamer und sicherer man vorschreitet, um so weniger wird es später selbst dem bösesten Willen möglich sein, das Geschehene und Geschaffene wieder aufzuheben."

„So sprecht Ihr?" rief Gitos, „Ihr, der glühende Kämpfer für Freiheit und Gleichheit? — Ihr schloßt Euch einst an mich, weil wir Beide zur getretenen Kaste der Parias gehörten, — ich

als der Sohn eines Volkes, das keine Heimat in dieser weiten, reichen Welt hat, — Ihr als das Kind des Bauern, der an das Stück Erde, das seine Heimat ist, mit den Ketten der Dienstbarkeit angefesselt ist, dem die schwere Frohnarbeit für die prassenden Herren kaum die Zeit und die Kraft läßt, seinen Blick zum blauen Himmel und seiner Sonne zu erheben, die doch für Alle gleich leuchtet — und jetzt habt Ihr das Alles vergessen, — Eure Begeisterung, Eure Hoffnung vergessen?"

„Ich habe Nichts vergessen," erwiederte Harmens, „aber ich habe gelernt, den Werth der Zeit zu verstehen, — und ich sehe, daß die Zeit in ruhiger Entwickelung uns Alles bringen wird, was in hastiger Ueberstürzung niemals erreicht wird. — Was übrigens," fuhr er fort, „wolltet, — was könntet Ihr thun, um die Entwickelung der Zeit zu beschleunigen?"

„Was ich thun könnte?" rief Gitos, „hört, Kamerad Harmens, — wenn je, so ist jetzt der Augenblick, die volle Freiheit zu erringen, — man bedarf des Volkes und das Volk, dem man so lange seine Gesetze vorschrieb, hat jetzt die Macht, seine Bedingungen zu stellen. Die ersten Schritte zu den Reformen haben es geweckt, sein Ohr ist

geöffnet, jetzt muß es sich erheben, — überall, in allen Provinzen, — um jede Abschlagszahlung zurückzuweisen und Alles zu fordern, worauf es ein Recht hat: — die volle Freiheit des Besitzes und der Arbeit, die volle Theilnahme an allen politischen Rechten, die Zerstörung aller durch die Jahrhunderte von Staat und Kirche geschmiedeten Fesseln!"

„Und was würde die Folge einer solchen Erhebung sein?" sagte Harmens, „würden die Regierungen nicht Alles zurückziehen, was sie gegeben haben und zu geben im Begriff stehen? — Und würden sie nicht ein Recht dazu haben? — Und," sagte er achselzuckend, „wie wäre eine Erhebung, selbst wenn sie berechtigt, wenn sie klug wäre, — jetzt gerade möglich, wo der eiserne Militärdruck des französischen Kaisers auf der ganzen Welt liegt?"

Gitos lächelte finster.

„Er," sagte er, „würde zuerst die Sache gehen lassen, — glaubt es mir — ich weiß es, — er würde es nicht ungern sehen, wenn innere Kämpfe die Regierungen, die er noch bestehen ließ, vollkommen unfähig machten, ihm Widerstand zu leisten, — und," fuhr er mit wildem Ausdruck fort, „wenn die Flamme der Volkserhebung nur erst die Zeit gewonnen hat, aus den glimmenden

Funken heraus emporzuschlagen, dann wird sie siegreich auch der Macht des korsischen Tyrannen trotzen. Auch hinter seinen Heeren liegt im Volke Frankreichs der Zündstoff hoch aufgehäuft, — die Republik ist gebeugt und geknechtet, aber sie ist nicht todt, und wenn in Deutschland die Revolution emporlodert, so wird auch in Frankreich das Volk sich wieder aufrichten und die heiligen Flammen werden, von allen Seiten zusammenschlagend, die Welt entzünden, die Tyrannen werden verschwinden, — die großen wie die kleinen, — der Unterdrücker wie die Unterdrückten, — die doch Alle einig sind, das Volk in seiner Sklaverei zu erhalten und die nur von den Völkern in einmüthiger Kraft besiegt werden können. Ich durchziehe das Land," fuhr er fort, „Andere, die zum großen Bunde der Revolution gehören, wie ich, sind thätig in anderen Provinzen, — in Schlesien beginnen schon die Bauern sich zu erheben, — auch hier habe ich die Saat ausgestreut, die blutig aufgehen soll im Kampfe für die Freiheit, — und auf Euch habe ich gerechnet, — Ihr kennt hier das Volk, — Ihr wißt, wie es erfaßt und bewegt werden kann, — stellt Euch an die Spitze der Erhebung! Bevor man Zeit finden wird, gegen sie einzuschreiten, wird sie über Heere gebieten."

„Auf mich rechnet nicht," erwiederte Harmens, „zu frevelhaftem Beginnen, das Unrecht und Thorheit zugleich wäre und das ich mit aller Kraft bekämpfen würde, wenn es je Anhänger fände. Bin ich auch auf der Scholle der Dienstbarkeit geboren, so liebe ich doch diese Scholle als einen Theil meines Vaterlandes, und wenn der König sie in Ordnung und Recht frei macht, so werde ich mein Blut zu ihrer Vertheidigung vergießen, nimmer aber die Hand dazu bieten, sie mit dem Blute meiner Brüder zu tränken."

„So lebt wohl," sagte Gitos finster, „ich will vergessen, daß ich den Kämpfer für die Freiheit hier wiedergefunden habe — wie er die Ketten küßt, die ihn an den Boden fesseln," fügte er mit bitterem Hohn hinzu.

„Und ich will vergessen," sagte Harmens mit schneidender Stimme und blitzenden Augen, „daß Ihr zu mir gekommen seid, um Unheil und Verderben zu verbreiten, — ich will vergessen, daß es meine Pflicht wäre, Euch der Gerechtigkeit zu überliefern, weil ich daran denke, daß Ihr einst mein Kamerad und Genosse waret, — aber," fuhr er fort, indem er drohend die Hand erhob, „gehet hin und wagt es nicht, zu Anderen zu sprechen,

wie Ihr zu mir gesprochen habt, — denn sonst werde ich Mittel finden, Eurem tollen Beginnen ein Ziel zu setzen."

Der Hund hatte sich knurrend erhoben und sah seinen Herrn an, — er schien nur ein Zeichen zu erwarten, um sich auf den Fremden zu stürzen.

Gitos näherte sich langsam der Thür.

Da erschallte hell und laut die Hausglocke und unmittelbar darauf öffnete sich mit heftigem Druck die Zimmerthür.

Harmens legte die Hand auf den Kopf des Hundes und blickte erstaunt dem Eintretenden entgegen.

Dieser war ein Mann von sechzig Jahren, von hoher, magerer und sehniger Gestalt. Er trug einen grauen Rock von starkem Tuch und bis zum Knie hinaufreichende, blank geputzte Stiefel, ein spanisches Rohr mit starkem silbernen Knopf in der Hand. Seine Züge waren streng und hart, seine hervorstehenden Backenknochen, seine feindlich unter buschigen grauen Augenbrauen hervorblitzenden Augen gaben seinem Gesicht einen abstoßenden, unsympathischen Ausdruck, — sein graues Haar war nach hinten gekämmt und lief in einen steif herabhängenden Zopf aus, eine Mütze mit großem

Schirm bedeckte seinen Kopf. Er trat in das Zimmer und blickte mißtrauisch und finster auf Gitos hin.

„Schöne Wirthschaft hier," sagte er halblaut mit rauher, heiserer Stimme, „Herberge für Zigeuner und Vagabunden? — habe es immer gesagt, — ist nur gut, daß endlich die Nachsicht ein Ende hat."

Harmens trat ihm verwundert, aber vollkommen ruhig entgegen.

„Welchem Umstande verdanke ich Ihren Besuch zu so später Stunde, Herr Panker?" fragte er.

„Hol' Ihn der Teufel mit seinem Herrn Panker," rief der Eingetretene, mit dem spanischen Rohr auf den Boden stoßend, „für Ihn und Seinesgleichen bin ich der Herr Amtsvoigt, — und stehe hier im Namen des gnädigen Herrn Grafen, Seines Herrn!"

„Und was hat der Herr Graf mir sagen zu lassen?" fragte Harmens, mit der Hand den knurrenden Hund zurückhaltend, während ein Lächeln höhnischer Freude über das Gesicht von Gitos flog.

„Der Laßbauer Wilhelm Harmens," sagte der Amtsvoigt kurz und befehlend, „hat sich morgen früh sechs Uhr mit seiner Dirne, die den ver-

wünschten wälschen Namen führt, auf dem Hofe zur schuldigen Arbeit einzufinden und einen Rechen zum Streuharken mitzubringen."

Ein glühendes Roth flog über das Gesicht von Harmens, — er zuckte zusammen, — doch faßte er sich und sprach in ruhigem Ton:

„Der Herr Graf hat die Güte gehabt, mich von der Arbeit zu entbinden, — übrigens bin ich stets bereit, Stellvertreter für mich und meine Tochter zu stellen, — ich werde morgen dem Herrn Grafen meine Vorstellung machen, — es muß ein Irrthum walten —"

„Er und die Dirne wird morgen früh zur Arbeit da sein," rief der Amtsvoigt, „oder ich werde Ihn krummschließen lassen und in's Loch sperren, oder noch besser, Ihn von der Kathe jagen und über die Grenze bringen lassen, — da kann Er mit seinem Freunde, dem Zigeuner da, die Welt durchziehen; der Herr Graf sind viel zu gnädig, daß er den Vagabunden erlaubt hat, zwei Tage hier ihre Hexenkunststücke zu treiben, — der gnädige Herr wird das auch noch bereuen."

„Ihr werdet thun, was Eures Amtes ist," sagte Harmens mit bebender Stimme, „Ihr habt Euren Auftrag ausgerichtet, jetzt geht, — ich

werde morgen mit dem Herrn Grafen sprechen und Alles wird sich aufklären."

„Er unterfteht sich," rief der Amtsvoigt, „mir die Thür zu weisen? — Hier im Hause, auf des gnädigen Herrn Grund und Boden? — Er soll mich kennen lernen —"

Er stieß heftig mit dem Stock auf den Boden und trat mit drohend funkelnden Augen auf Harmens zu.

Der Hund sprang mit einem Satz empor und fletschte die Zähne vor dem Gesicht des Amtsvoigts.

„Widersetzlichkeit gegen die Obrigkeit," rief Dieser, indem er bleich wie der Tod zurückwich, „nehme er die Bestie weg, — ich werde dafür sorgen, daß sie todtgeschossen wird, — ein unterthäniger Bauer darf keine Rüden halten!"

„Ihr seht," sagte Harmens, indem er die Hand auf den Kopf des Hundes legte und das Thier zurückzog, „daß Ihr besser thut, hier nicht zu drohen, ich sage Euch noch einmal, geht, — das Weitere wird sich finden."

„Ja es wird sich finden," stieß der Amtsvoigt aus seinen zusammengepreßten Lippen hervor, „ich werde Ihn Zucht und Gehorsam lehren, — der Herr Graf wird einsehen, was er in Ihm auf

seiner Herrschaft für einen saubern Burschen hat, — der die Vagabunden bei nächtlicher Zeit bei sich aufnimmt und mit ihnen Rheinwein zecht, den sie für gemeinschaftliche Rechnung gestohlen haben."

„Herr," rief Harmens, indem er eine Bewegung machte, als wolle er den widerwillig zurückgehaltenen Hund loslassen, — doch schon war der Amtsvoigt aus dem Zimmer verschwunden und laut schellte von der heftig zugeworfenen Hausthür die Glocke durch die Nacht.

„Nun," sagte Gitos, indem er mit lächelndem Hohn auf den vor Erregung zitternden Harmens blickte, „das also ist der Weg zur Freiheit, auf den man hier zu Lande das Volk führt? Was sagt Ihr nun, Kamerad Harmens, — blickt Ihr noch so hoffnungsvoll in die Zukunft, — gebt Ihr mir noch dieselbe Antwort wie vorhin?"

„Ich gebe Euch dieselbe Antwort," erwiederte Harmens, indem er, tief aufathmend, seine Aufregung zu unterdrücken suchte, „dieß Alles ist ein Irrthum, ein Mißverständniß, das dieser Voigt, der mich seit lange haßt, benutzt, um mich zu kränken, — und," fuhr er mit einem Blick voll ruhiger Würde fort, „persönliche Kränkungen haben keine Macht über meine Ueberzeugung, das Alles wird sich

aufklären, — geht hin — Euer Weg wird nie der meine sein."

„Nun, so wünsche ich Euch viel Vergnügen zur Frohnarbeit," rief Gitos, „Eurer Tochter zarte Hände werden etwas rauh werden beim Streuharken."

Mit lautem Hohnlachen verließ er das Zimmer und das Haus.

Harmens setzte sich in finsterem Sinnen auf seinen Lehnstuhl, während der Hund sich ruhig, aber immer noch die Ohren spitzend, zu seinen Füßen niederlegte.

Gitos aber ging unhörbaren Schrittes, die Schatten der Häuser und Scheunen aufsuchend, durch das nächtlich schweigende Dorf, in welchem die Lichter fast alle erloschen waren. Er zog kleine, mit wenigen Zeilen bedruckte Papierstreifen aus seinem Wamms und schob sie vorsichtig unter den Thüren der Häuser durch.

Nachdem er so bis in die Nähe des Schloßparks gekommen war, wendete er sich zur Seite des Feldes, um über die Stoppeln hin wieder nach dem Dünengehölz zurückzukehren, in welchem das Lager seiner Bande aufgeschlagen war.

Am Rande des Feldes kam ihm von den Dünen her eine dunkle Gestalt entgegen.

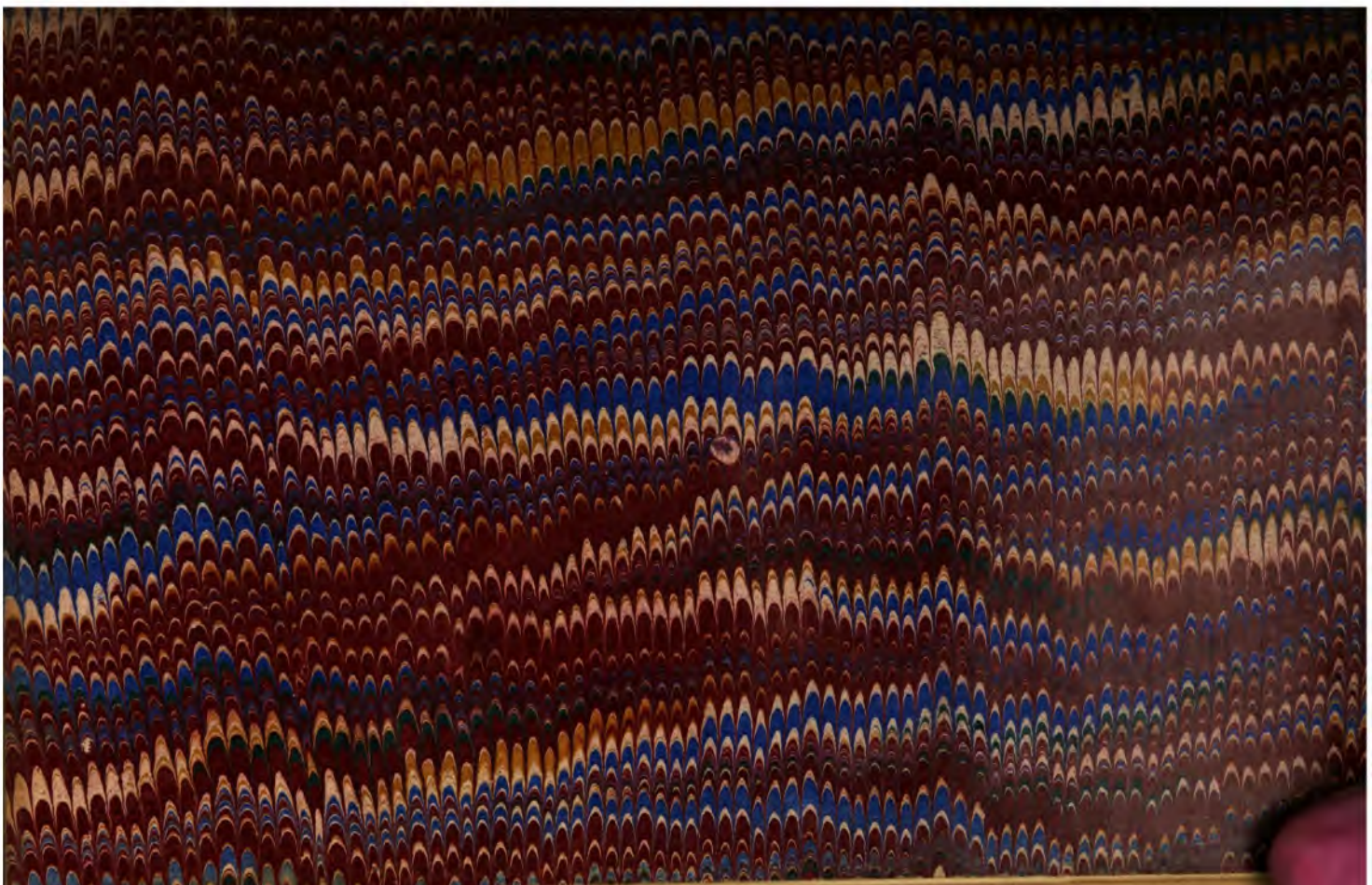
Gitos zögerte einen Augenblick, dann aber ging er festen Schrittes an dem rasch Heraufeilenden vorbei, auf dessen Gesicht der röthliche Strahl des zum Horizont hinabsinkenden Mondes fiel.

„Der junge Graf," flüsterte er, „um diese Stunde — hier — was hat das zu bedeuten?"

Er trat in den Schatten des vorspringenden Gehölzes und sah dem schnell über das Feld dahinschreitenden jungen Mann nach.

„Er geht zu Harmens' Hause," sagte er, „daher also dieses Vertrauen in die ordnungsmäßige Freiheit, — daher diese weißen Hände der kleinen Blanche!"

Er pfiff leise vor sich hin.

„Aber dieser Voigt," — sagte er dann, „sollte der alte Graf die kleinen Divertissements seines Herrn Sohnes nicht goutiren? — das ist ein wenig der Beobachtung werth, — ah, mein Kamerad Harmens, vielleicht führt uns die Entwickelung dieses kleinen Romans wieder zusammen!"

Leise vor sich hin lachend, schritt er auf der Straße am Gehölz hin nach dem Lager zurück.